P. o. germ.
1771
e

P.O. germ. 1771 e

F

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

<36620205020014

<36620205020014

Bayer. Staatsbibliothek

Täuschung und Wahrheit.

Eine Geschichte aus dem Leben

von

Th. Mügge.

Lindauersche Bibliothek.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Bayerische Staatsbibliothek München

P.O. germ. 1771 e

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3

Erstes Capitel.

„Es ist nicht möglich, liebste Madame Petermann, denn es wäre gegen alle Grundsätze," sagte Herr Frohlieb.

„Sie werden mir aber doch Glauben schenken, bester Herr Frohlieb," antwortete Madame Petermann, „wenn ich Ihnen versichere, daß es wahr ist."

„Das versteht sich!" schrie Herr Frohlieb. „Wer sollte Ihnen keinen Glauben schenken, liebste, schönste Frau, es müßte ein verruchter Barbar sein. Und wenn Sie mir sagten, Daniel Frohlieb, Du verstehst von Tabak und Cigarren, Deckblatt, Einlagen und Saucen so viel wie ein Nachtwächter und diese La Fama, welche Du so eben da rauchst, ist nicht in der Havannah, sondern im gesegneten Pfälzerlande gewachsen — ich glaubte es Ihnen aufs Wort, allerschönste Frau, keinen Augenblick zweifelte ich daran! nicht einen einzigen Augenblick!"

Madame Petermann steckte die Hände in ihren Zobelmuff, beugte ihr hübsches Gesicht unter die breiten, schwarzen Kanten ihres Sammethutes und lächelte die kleine, dicke Frau an, welche neben ihr auf dem Sopha saß. „Ihr Herr Gemahl ist doch immer spaßhaft,“ sagte sie, „er verliert niemals seine gute Laune.“

„Er hält sich immer noch halbweg gerade genug,“ antwortete die kleine Frau, indem sie ihren Mann wohlgefällig ansah.

Herr Frohlieb hielt sich jedoch eben jetzt nicht besonders gerade, sondern stand vor den beiden Damen, den Oberleib weit vorgebeugt, und seine rechte Hand mit der Cigarre, welche in einem goldigen Porzellanpfeifchen steckte, beschrieb einen weiten Bogen zu einer unterthänigen Huldigung. Er war gewiß schon in ziemlich hohem Lebensalter, was die Falten in seinem Gesicht und der Verlust seiner Zähne genugsam ankündigten. Allein, obwohl sein Mund eingefallen und sein Kinn vorgeschoben war, hatte er doch noch etwas Jugendliches und Bewegliches behalten. Dies bewirkte nicht sowohl die braune, lockige Perrücke, welche sein Haupt bedeckte, auch nicht der magere nach innen biegsame Körper, sondern weit mehr thaten es die lebendig blickenden, lichtbraunen Augen und die lustige Behaglichkeit, mit welcher er umherschaute, immer bereit zu ausdrucksvollen Geberden und Zeichen, auch immer bereit, etwas zu

sagen, das seinen Zuhörern gefallen und ihnen Spaß machen sollte.

„Wissen Sie denn, wovon das bei mir kommt, liebste Madame Petermann, daß ich immer guter Laune bin?" fragte er, seine Stirn in weise Falten ziehend, während alle anderen Theile seines Gesichts vergnüglich lachten. „Weil ich die richtige Leber besitze, wodurch der ganze Mensch ein zum heiteren Dasein bestimmtes Wesen wird. Sehen Sie gefälligst in meine Augen, die so klar sind, wie der klarste Krystall. Bis in den Grund meiner Seele können Sie sehen, nirgend ein Fleck, nirgend eine dunkle Stelle. Nun aber sehen Sie dagegen meinen Jungen, meinen Wilhelm, eben so an und es wird Ihnen kein Zweifel mehr übrig bleiben; Sie werden einen Schreck kriegen, wie es in ihm aussieht!"

Herr Frohlieb beugte sich dabei bis an das jugendliche Antlitz der hübschen Frau, streckte seine ansehnliche Nase noch weiter vor und machte seine schalkhaften Augen groß auf.

„Aber, Herr Frohlieb!" lachte Madame Petermann, indem sie sich zurück zog, „ich fürchte mich wirklich!"

„Aber Daniel," schrie die kleine, dicke Frau damit zugleich, „ist das eine Art, mit einer jungen Wittwe umzugehen?!"

„Wie so denn?" fragte Herr Frohlieb verwundert,

„was ist denn los? Warum soll eine junge, schöne Wittwe nicht in meine klaren Augen sehen? Warum soll ich ihr meine mir von Gott gegebenen Vorzüge nicht begreiflich machen?“

„Mache es nur nicht zu arg, Vater,“ sagte die kleine Frau.

„Mache ich es zu arg, liebste, schönste Frau?“ lachte Herr Frohlieb. „Wenn es wahr sein sollte, bitte ich allerunterthänigst um Verzeihung. Aber ich mache es nicht zu arg, sondern mein Junge, der Wilhelm, macht es zu arg, eben weil er nicht die richtige Leber besitzt und um dessentwegen ein dickblütiges, vergeßriges und ungesundes Wesen ist.“

„Wie kannst Du solche Lügen sagen, Daniel?“ fiel die kleine Frau eifrig ein. „Glauben Sie es ihm nicht, Thereschen. In seinem ganzen Leben ist Wilhelm noch niemals krank gewesen.“

„Inwendig,“ versetzte Herr Frohlieb kaltblütig; „auswendig nicht, aber inwendig ist er schwer krank. Da so — hier!“ Er legte beide Hände auf seine linke Brust und machte ein jämmerliches Gesicht.

„Aber sitzt denn da die Leber?“ fragte die junge Wittwe. „Da sitzt ja das Herz!“

„Wie?“ antwortete Herr Frohlieb mit schalkhaftem Erstaunen. „Wirklich? Wissen Sie das gewiß? Sollte

mein armer Junge etwa gar an einer Herzkrankheit leiden? — Das wäre ja fürchterlich! Wissen Sie kein Mittel, Thereschen, wie er geheilt werden kann?"

Er brach in ein lustiges Gelächter aus, indem er auf die junge Frau lossprang, die ihm ihren Muff abwehrend entgegen hielt, doch ebenfalls lachte und bei der kleinen Frau Schutz suchte.

„Wenn ich Alles bedenke, so muß ich Ihnen Recht geben!" schrie Herr Frohlieb dabei, „es muß das Herz sein, obwohl ich von solchen Krankheiten nicht viel mehr verstehe, da es etwas lange her ist, wo ich selbst einmal daran gelitten habe. Aber geben Sie Acht, beste, werthgeschätzte Frau, ich werde Ihnen meine Beobachtungen aufzählen. Erstens hat Wilhelm seit längerer Zeit schon keinen Appetit mehr, dann sitzt er oft da, als sähe und höre er nicht. Wenn Andere lachen, sieht er aus, als hätte er Zahnschmerzen, und wenn eine rührende Geschichte, ein schaudervolles Unglück erzählt wird, fängt er an sich zu erheitern und fragt nach Dingen, von denen gar nicht die Rede war. Dabei vergißt er Alles, während er sonst ein merkwürdiges Gedächtniß hatte, und wenn er etwas erzählt, bricht er zuweilen plötzlich ab, verwirrt sich, verliert den Faden, wird stumm, sieht auf einen Fleck und — es ist meiner Seele wahr! — fängt an zu seufzen: Ach! oh! ah! Ich habe es selbst gehört, wie er seufzt, kläglich wie ein Wurm.

Was sagen Sie dazu? Ist es nicht schrecklich? Woher kann das kommen?"

„Das kann sehr verschiedene Ursachen haben," erwiederte die hübsche Wittwe.

„Ursachen?" sagte Herr Frohlieb, indem er den Arm mit dem Pfeifchen ausstreckte und seine weisen Falten zog, „das versteht sich, Thereschen! Ursachen hat Alles in dieser Welt; es geschieht nichts auf Erden ohne Ursache! So weit sind wir, Gott sei Dank! in Bildung und Aufklärung fortgeschritten, daß wir wissen, es muß eine jede Wirkung auch eine Ursache haben. Aber wo liegen diese Ursachen von meinem Wilhelm seiner Krankheit? Welches ist ihr Anfang und welches wird ihr Ende sein, allerliebste, guteste Frau?"

Er sah so schelmisch dabei aus, während er den Finger an seine Nase legte und würdevoll nachzudenken schien, daß Madame Petermann laut auflachte und sich zu der kleinen, dicken Frau wandte, welche ihr die Hände drückte und ihrem Manne zurief: „Fange nur nicht von Deinen Ursachen und Wirkungen an, Daniel! Es wird schon Alles von selbst gut werden."

Herr Frohlieb kehrte sich nicht an diese Ermahnung. „Ich sage nur dieses," begann er von Neuem, „aus nichts wird nichts! Aber wissen Sie was, Thereschen, ich bin ein Homöopath, durch und durch Homöopath, das bin ich!

Und darum sage ich: was diese Krankheit verursacht hat, muß dem Patienten eingegeben werden, so erfolgt dessen Herstellung. Habe ich Recht oder Unrecht, was meinen Sie? Sagen Sie mir aufrichtig, ob dies nicht die beste Art ist, ihn zu curiren. Wie? Ehe! Bin ich auf dem rechten Wege oder nicht?"

„Ich weiß es nicht," versetzte die hübsche Wittwe, ihren Kopf nach allen Seiten drehend, „denn — es ist ja die Frage, ob dem Herrn Wilhelm Frohlieb diese Medicin gefällt."

„Ob sie ihm gefällt!" schrie er, beide Arme durch die Luft schwenkend. „Wie ein Zuckerherz wird er sie aufessen und immer mehr davon haben wollen. Niederfallen wird er und dem allerliebsten Doctor die Hände abküssen! Aber es ist Menschenliebe, Thereschen, Christenliebe, Nächstenliebe, daß Sie ihn aus diesem Zustande erlösen. Sie haben ihm das Geschäft des seligen Herrn Petermann übergeben, haben Forderungen an ihn zu machen und müssen sorgen helfen, daß es nicht zu Grunde gehe. Ein Buchhändler muß vor allen Dingen seine Sinne zusammen haben, muß immer auf dem Platze sein und wissen, was der menschlichen Gesellschaft an Stärkung und Nahrung Noth thut. Es ist daher ein Verbrechen gegen sich selbst und gegen die ganze Menschheit, wenn mein armer Junge nicht von Ihnen hergestellt wird. Wäre er reich, wie hier

oben über uns sein Freund, der Finanzrath Leisegang, so ginge es noch an; aber er hat keinen Bankier zum Vater, sondern blos einen alten Tabakshändler."

„Sie sind ja ein Rentier," fiel Madame Petermann ein.

„Ja so, richtig!" rief Herr Frohlieb, „das bin ich, aber wie bin ich's geworden? Hätte der Junge, der Wilhelm, nicht partout ein Buchhändler werden wollen, statt seinem alten Vater beizustehen und nach zu folgen, so wäre es mir niemals eingefallen, Rentier zu spielen, und wenn ich nicht immer noch so unter der Hand ein bischen handeln thäte, könnt' ich's Rentiergeschäft nicht eine Woche lang aushalten. Es ging aber nicht anders," seufzte er wehmuthsvoll, „denn der Junge wollte durchaus nichts vom Tabak wissen."

„Sie hätten ihn studiren lassen sollen," sagte Madame Petermann.

„Wollte er denn?" schrie Herr Frohlieb. „Meinen Wilhelm? Ich? Warum denn nicht! Aber er wollte nicht, liebste, schönste Frau, und am Ende, allerdings, war es mir auch einerlei, denn bei Lichte betrachtet, ließen sich seine Grundsätze, richtig genommen, durchaus nicht verachten. Es giebt genug Beamte, Vater, sagte er, warum soll alle Bildung sich dahin wenden, warum nicht in's praktische Leben, in die Geschäftswelt? Dieser praktische Blick

machte mir Vergnügen bei meinem Jungen. Hast Recht, Willem, sagte ich, Bildung kleidet jeden jungen Menschen gut und macht ihn angenehm überall, dieses weiß Dein Vater an sich selbst. Und so sagte auch unser Herr Vetter, der Kriegsrath Hartfeld, zu mir: Lassen Sie ihn, Vetter, sagte er, er hat einen richtigen Blick. Der Bürgerstand hat tüchtige Männer nöthig, die fehlen ihm nur zu sehr. — Aus solchem Munde war mir dies eine Wonne zu hören, denn dieser Mann wird von den Höchsten und Ersten hochgeachtet, und was er sagt, das geschieht."

„Es ist ein sehr kluger Mann, der Herr Kriegsrath, ich habe schon viel von ihm gehört," sagte Madame Petermann zu der kleinen Frau.

„Klug!" schrie Herr Frohlieb, „dieses wäre das Wenigste, aber das ist noch lange nicht Alles. Es giebt nichts, was er nicht verstände, und dabei ein Menschenfreund, ein Freund der Künste, ein Verehrer des Schönen, ein Vater aller Nothleidenden. Wo ein Verein entsteht zum Besten der Menschheit, ist er mit an der Spitze, wo was Gutes gethan werden soll, ist er da. Wer in irgend einer Bedrängniß ist, geht zu ihm."

„Und dabei hat er doch gewiß viele Geschäfte."

„Das versteht sich," versetzte Herr Frohlieb, würdevoll nickend. „Er verwaltet ja die große Kasse für die gesammten wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des Staates als

erster Rendant. Drei Orden, Thereschen, und wie oft hätte er schon Geheimer sein können, wenn er gewollt hätte. Zulage ist besser, sagte er; Geld, Vetter, damit kann man Gutes schaffen. Geheimrath ist ein Titel, weiter gar nichts; nichts Reelles."

„Ein Titel ist doch auch sehr hübsch," lächelte die junge Wittwe.

„Allerdings, warum denn nicht," sagte Herr Frohlieb, „Frau Geheimräthin, gehorsamer Diener! — er machte eine tiefe Verbeugung — aber so ein Mann wie Vetter Hartfeld braucht das Alles nicht. Ich bin Hartfeld, sagt er, damit ist es genug."

„Stolz ist er aber gar nicht," fiel die kleine Frau ein.

„Warum sollte er auch noch stolz sein?" rief Herr Frohlieb energisch, den Arm in die Seite stemmend. „Seine Grundsätze stehen viel zu hoch dazu. Der wirkliche Geheime Ober-Finanzrath Leisegang, Onkel von unserm Finanzrath oben, ist sein Chef und geht mit ihm um, wie ein Bruder mit dem anderen, Thereschen. Als ob sie Beide an einer Brust gelegen hätten, so lieben sie sich, sind ein Herz und eine Seele, und der Finanzrath ebenfalls. Wer sollte diesen Mann auch nicht verehren! Und jetzt will ich Ihnen noch etwas mittheilen, von wegen meinem Wilhelm und seiner Krankheit, woran Sie sehen können, wie dieser Vetter Hartfeld bis in die tiefsten Tiefen

des menschlichen Herzens sieht. Vorige Woche kam er mit heran, wie er dies öfter thut, und wie wir von Wilhelm sprachen, dem er immer sehr gewogen war, saß er da in der Sophaecke, wo Sie sitzen, ließ sich Alles erzählen und dachte lange ernsthaft nach. Darauf sagte er plötzlich: Haben Sie ein Auge auf Ihren Wilhelm, Vetter, krank ist er nicht, doch bis über die Ohren verliebt."

Hier brach Herr Frohlieb in ein schallendes Gelächter aus, denn die hübsche Wittwe schlug verwirrt die Augen nieder und beugte sich zu der kleinen, dicken Frau, die sie in Schutz nahm.

„So höre doch endlich auf, Daniel, mit Deinen gottlosen Späßen!" rief sie ihrem vergnügten Gatten zu.

„Meiner Seele, es ist wahr!" schrie er. „Verliebt bis über die Ohren! Und wie ich's dem Herrn Finanzrath mittheilte, meinte der, er hätte es auch schon gemerkt; es wäre die höchste Zeit, daß er zur Vernunft gebracht würde."

„Was hat denn der Herr Finanzrath sich darum zu bekümmern?" fragte Madame Petermann. „Das ist doch jedes Menschen eigene Sache, vernünftig zu sein oder nicht, und wenn Wilhelm —"

„Da kommt Wilhelm!" unterbrach sie Herr Frohlieb, indem er nach der Thür lief.

„Nein! Nein!“ rief Madame Petermann ängstlich, die kleine Frau umfassend.

„Ja, ja!“ schrie Herr Frohlieb, „er muß curirt werden. Hierher, Willem! Komm her, Du“ — bei diesem Worte schnappte ihm die Stimme plötzlich ab, und während er ein paar gelenkige Verbeugungen machte, begann er mit erneuter Redseligkeit: „J Herr Jees! Sie sind es, liebster Herr Finanzrath, kommen Sie doch näher, setzen Sie sich ein bischen zu uns. Frisches Wetter heute! Immer näher heran, wo es warm ist, Herr Finanzrath.“

Der Herr, welcher hereingetreten war, blieb jedoch an der Thür stehen und beantwortete diese Einladungen mit einer Verneigung gegen die Damen. Es war noch hell genug, um sehen zu können, daß er wenig mehr als dreißig Jahre zählen mochte, aber er war ungewöhnlich stark beleibt, sein Kopf dick und fleischig, die Stirn hoch und das lichtbraune Haar sehr dünn. Madame Petermann wandte ihr hübsches Gesicht von ihm ab, als hätte sie keine Lust, weder ihn zu beachten, noch sich beachten zu lassen.

„Ich wollte nur zusehen,“ sagte der Finanzrath, „ob Wilhelm etwa schon hier wäre.“

„Er muß kommen, jede Minute erwarten wir ihn,“ erwiederte Herr Frohlieb. „Nehmen Sie gefälligst Platz, liebster Herr Finanzrath, und unterhalten Sie die Damen.

Solch junger, feiner Herr ist den Damen allemal willkommener, wie ein alter."

„Der Geschmack ist verschieden, Herr Frohlieb," versetzte der Finanzrath, und der Ton, in welchem er dies sagte, klang äußerst spöttisch. „Ich bedaure, daß meine Zeit so beschränkt ist; allein ich komme wieder herunter und hoffe dann auch Wilhelm anzutreffen."

„Sehr angenehm, bester Herr Finanzrath, außerordentlich lieb und angenehm!" rief Herr Frohlieb ihm nach, indem er seine Hände rieb und einige unterthänige Schwenkungen machte. „Erzeigen Sie uns die Ehre, immerdar willkommen, aber setzen Sie gefälligst Ihren Hut auf, Sie könnten sich erkälten."

Der Finanzrath befolgte diesen guten Rath, und Herr Frohlieb kehrte seelenvergnügt zurück, allein seine Vergnüglichkeit verschwand, als er sah, daß Madame Petermann Abschied von der kleinen Frau nahm, deren Zureden nichts fruchten wollte.

„Wie!" schrie Herr Frohlieb erschrocken — „Thereschen! Sie werden uns doch nicht verlassen wollen. Wilhelm muß ja den Augenblick hier sein."

„Der Herr Finanzrath wird aber auch gleich wieder kommen," sagte Madame Petermann.

„Du hättest ihn doch gar nicht einladen sollen," sagte die kleine Frau.

„Freilich — allerdings nein!" brummte er kleinlaut.

„Ein so interessanter Gesellschafter ist der Herr Finanzrath doch auch wohl nicht," fuhr Madame Petermann fort.

„Gott bewahre!" antwortete die kleine Frau. „Er sitzt nur und lauert, frägt Jeden aus, um Allerlei zu hören und sich darüber lustig zu machen. Ueber Alles macht er seine Bemerkungen; ich kann ihn nicht ausstehen."

„Ich auch nicht!" bekräftigte Madame Petermann.

„So reich er ist, giebt er doch Keinem 'was," fuhr die kleine Frau fort. „Mißtrauisch ist er; o du meine Güte! ich glaube, er traut sich selbst nicht; und geizig auch, er möchte Alles allein haben. Wilhelm kennt ihn von klein auf, aber denken Sie, dem würde er das Geringste anvertrauen? Gar nichts!"

„Pfui!" sagte Madame Petermann, „solch schlechter Charakter."

„Aber gescheidt!" flüsterte Herr Frohlieb, geheimnißvoll winkend. „Er soll die knifflichsten Arbeiten machen. Wilhelm sagt, er wäre einer der besten Köpfe im ganzen Ministerium."

„Was thue ich mit dem Kopfe, wenn das Herz nichts taugt!" rief die hübsche Wittwe verächtlich.

„So ist es Recht, Thereschen, so ist es Recht!" lachte Herr Frohlieb, lustig in seine Hände schlagend. „Auf das

Herz kommt es an. Ist das Herz gesund, ist auch die Leber gesund, und das ganze Dasein eine Harmonie. Also bleiben Sie bei uns, damit wir den Wilhelm heut noch curiren."

Dazu war Madame Petermann jedoch nicht zu bewegen. Sie wollte durchaus nicht die Wiederkehr des Finanzraths abwarten, in dessen Gegenwart kein vernünftiges Wort gesprochen werden könnte. „Fangen Sie die Cur nur allein an, mein bester Herr Frohlieb," sagte sie, „wenn aber meine Hülfe durchaus nöthig sein sollte, so will ich diese zwar nicht versagen, möchte jedoch zunächst noch Mancherlei von dem jungen Herrn erfahren."

„Warum er gestern nicht zu Ihnen gekommen ist," fiel Herr Frohlieb ein, „das soll er bekennen; auf seinen Knieen soll er die Wahrheit bekennen, und eben deswegen bleiben Sie hier, liebstes Thereschen, bis er Alles gebeichtet hat."

Die junge Wittwe aber schüttelte lachend den Kopf. „Ich habe auch meinen Willen," sagte sie, sich in den Sammetmantel hüllend. „Er soll zu mir kommen, so will ich ihm verzeihen. Gute Nacht, Herr Frohlieb! Adieu, beste Mama! Der Kranke muß den Doctor aufsuchen. Gute Nacht! Gute Nacht!"

Zweites Capitel.

Als Herr Frohlieb von der Begleitung der jungen Wittwe zurückkehrte, strahlten seine Augen vor Vergnügen, und indem er den Arm um seine kleine Frau legte und ihr zunickte, lachte er ausgelassen lustig. „Es ist richtig, Mamachen,“ sagte er dabei, „Alles klipp und klar und richtig! Aber es ist doch ein sappermentscher Junge, unser Wilhelm, ein elementscher Junge! Dieses hat er zu Stande gebracht, fix und fertig zu Stande gebracht, bis auf die Unterschrift, die er allezeit haben kann.“

„Na, mein Gott!“ rief die kleine Frau, die ihre Haube wieder zurechtschob, „darum brauchst Du doch nicht so zu rasen. Was war sie denn, ehe der alte Petermann sie nahm? Eine Registratortochter, die aus dem Hause ging, ihr Brot zu verdienen. Der alte Buchhändler Petermann ließ sich die Wirthschaft von ihr führen und heirathete sie.“

„Bisch, Mamachen, bisch!" winkte Herr Frohlieb, die Hand mit dem Pfeifchen aufhebend, „man muß niemals auf die Vergangenheit blicken. Was da ist, das ist die Seele, und diese reelle Seite des Geschäfts ist hier über allen Zweifel erhaben, denn der alte Petermann hat ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen."

„Stolz war sie immer," sagte die Mama, „und hübsch war sie auch, das kann Keiner läugnen."

„Sie ist noch hübsch," fiel er ein, „allerliebst, appetitlich sieht sie aus, obwohl sie beinahe eben so alt sein muß, wie Wilhelm."

„Eben so alt?" eiferte die kleine Frau. „Wilhelm wird jetzt dreißig, sie muß wenigstens ein Jahr oder zwei älter sein."

„Was ist denn an ein paar Jahren gelegen, Mamachen!" rief Herr Frohlieb versöhnend lachend. „Eine gute, abgelagerte Waare ist für jeden Kenner angenehm. Nur nicht zu jung; es ist niemals der richtige Geschmack darin. Du bist ja auch kaum acht oder neun Jahre jünger als ich."

„Volle zehn Jahre, Daniel," sagte die kleine Frau mit Heftigkeit.

„Zehn Jahre? das ist was Rechts! Bedenke, Mamachen, wie schnell ein Jahr vergeht; ehe man sich recht darauf besinnt, ist's vorbei. Stolz können wir auf eine Schwiegertochter von solchem verständigen Alter sein,

welche dabei aussieht, als wäre sie eben zwanzig geworden, und dann, Mama — Herr Frohlieb legte den Finger an seine Nase und zog seine weisesten Falten — dann ist es kein Spaß, fünfzigtausend Thaler zu heirathen, oder noch mehr. Es ist dies ein Ereigniß, welches nicht sehr häufig in der Weltgeschichte vorkommt, und eine Ursache zu Wirkungen der interessantesten Art, mercantilisch genommen."

„Komm mir nicht mit Deinen mercantilischen Grundsätzen, Daniel!" rief die kleine Frau abwehrend. „Ich habe nichts dagegen, wenn sie sich heirathen, denn Geld kann ein Jeder brauchen, und ihre Wirthschaft versteht Therese, wenn sie gleich einen Zobelmuff trägt und sich gern putzt. Wenn sie sich lieben, macht es auch nichts aus, ob sie ein bischen älter ist, obwohl man es nicht gern hat, wegen der Zukunft; im Uebrigen aber kann Wilhelm auch ohne sie und ihr Geld eine Frau bekommen. Hochmüthig braucht sie nicht zu thun, braucht ihn nicht zu sich zu bestellen, um sich anbeten zu lassen, wie eine Göttin. Wenn es ihr so recht um's Herz wäre, konnte sie ja hier bleiben und ihn erwarten."

„Es ist Alles mercantilisch eingerichtet auf dieser Erde, Mamachen, also auch in dieser Angelegenheit danach zu urtheilen," erwiederte Herr Frohlieb mit derselben weisen Miene. „Ziehen wir daher die mercantilischen Gesichtspunkte in Betracht, so frage ich, warum Wilhelm,

wenn solche Forderungen an ihn gemacht werden, dieses nicht acceptiren soll? Denn warum soll er nicht knieen, Mamachen, warum soll er nicht anbeten, wenn dies zu den Conjuncturen des Geschäfts gehört?"

„Guten Abend!" unterbrach ihn hier eine sonore Stimme von der Thür her, und Herr Frohlieb drehte sich rasch danach um, während die kleine Frau den Gruß erwiederte. „Guten Abend, mein Sohn!" rief sie freundlich dem Nahenden entgegen. „Warum bist Du denn so lange geblieben und gestern gar nicht zu uns gekommen?"

„Ich war sehr beschäftigt, Mutter," antwortete der Sohn, der sich zu ihr niederbeugte, denn sie hob ihre Arme zärtlich zu ihm auf, um ihn zu küssen.

„Wiederum also der mercantilische Standpunkt, Mama," sagte Herr Frohlieb triumphirend. „Komm hierher, Wilhelm, und gieb mir Deine Hand. Sage mir, mein Junge, was Du Dir als Richtschnur Deines Lebens denkst?"

„Wie soll ich das verstehen, Vater?" fragte der junge Mann.

„Ich will wissen," fuhr Herr Frohlieb, den Finger an die Nase gelegt, fort, „was Du für die wahre Richtschnur aller vernünftigen Wesen auf Erden ansiehst, um glücklich zu werden."

„Um glücklich zu werden?" wiederholte Wilhelm.

„Giebt es eine Vorschrift, nach welcher gelebt uns das Glück in die Arme läuft?“

„Das versteht sich!“ schrie Herr Frohlieb. „Was wäre dieses denn für eine miserabele Welt, wenn man nicht mit gewissen richtigen Grundsätzen glücklich darin würde, sich glücklich fühlte und sein menschliches Dasein mit Vergnügen genösse!“

„Es würde ein großer Gewinn für die Menschheit sein, Vater,“ lachte der junge Mann, „wenn Du ihr ein solches Recept hinterlassen könntest. Du würdest der Messias sein, nach welchem sie seit so vielen Jahrhunderten vergebens schmachtet.“

„Das werde ich!“ sagte Herr Frohlieb, sich energisch auf die Brust klopfend, „es soll mir eine Ehre sein, für die Menschheit zu arbeiten. Aber wie so denn, Willem? Wie so denn solche Umstände? frage ich. Es ist ja gar kein Kunststück, oder doch eines, was ein Jeder machen kann, sobald ich voraussetze, daß er über die Ursachen richtig nachdenkt.“

„Vor allen Dingen, Mama, stecke die Lampe an, damit wir uns ansehen können,“ fuhr er fort. „Licht gehört zu Allem, was man erfahren will, Dunkelheit ist der Feind jeder Aufklärung.“

„Ich muß wieder fort, Vater,“ fiel der Sohn ein, „sparen wir uns also die Aufklärung auf später.“

„Du willst uns wieder verlassen?“ fragte die kleine Frau, die sich mit der Lampe beschäftigte.

„Ich habe noch etwas Nothwendiges abzumachen, aber ich komme wieder.“

„Siehst Du wohl, Wilhelm,“ sagte Herr Frohlieb, indem er seinen Sohn an der Rockklappe festhielt und ihm die Spitze der Cigarrenpfeife auf die Brust setzte, „das ist der Fehler! Sobald es sich um ernsthaftes Nachdenken handelt, sagen die Meisten: ich habe keine Zeit; sobald sie Licht sehen, machen sie sich fort und antworten: wart ein Bischen, ich komme wieder.“

Die Lampe flackerte auf und beleuchtete den jungen Mann, der von dem alten festgehalten wurde. Er war groß und kräftig gebaut, sein Gesicht hatte männlich feste und wohlgeformte Züge, die wohl den Stolz seiner Mutter rechtfertigen konnten, aber er schien zu leiden, und seine dunklen Augen blickten unruhig umher, als die kleine Frau näher kam, die Lampe zu ihm aufhob, und erschrocken dabei ausrief: „Wie siehst Du denn aus, Wilhelm! Mein Gott! Du bist doch nicht krank? Was fehlt Dir denn? Was ist Dir denn geschehen, mein Sohn?“

„Gar nichts, Mutter. Ich weiß von nichts,“ erwiederte Wilhelm lächelnd. „Ich habe seit einiger Zeit viel gearbeitet — darum bin ich auch seltener zu Euch

gekommen," fügte er rascher hinzu. „Aber es ist nichts, als geistige Abspannung, Abmüdung, die vorübergeht."

„Es ist nicht wahr, mein Junge, es ist nicht wahr!" schrie Herr Frohlieb, indem er ungeheure Falten über seine Stirne zog und den Finger an die Nase legte, während seine Augen sich mit Schelmerei füllten. „Dieses ist wiederum ein merkwürdiger Beweis, Mama, wie die Menschen immer bereit sind, sich und Andere weit eher zu täuschen, als die Wahrheit zu gestehen."

Das Gesicht des jungen Mannes färbte sich röther, und indem er lachte, weil sein Vater zu lachen und zu drohen anfing, vermehrte sich die Unruhe in seinen Augen, bis er plötzlich ernsthaft wurde und den Kopf schüttelte.

„Es ist aber doch wahr!" schrie Herr Frohlieb, der einen Stoß mit der Pfeifenspitze auf ihn that. „Und so siehst Du, Wilhelm, wie es unmöglich ist, richtige Grundsätze durchzuführen, weil die Grundursachen verläugnet und verheimlicht werden; wenn man dies aber nicht thäte, sondern bei üblen Wirkungen sogleich fragte: woher kommt das? und dann sofort die richtige Erkenntniß anwendete, so würde auch niemals der Appetit fehlen und der Kopf herunterhängen, und die geistige Abspannung herhalten müssen. Das Blut würde vielmehr leicht und froh durch die Leber gehen und das Herz erfrischen, und darin liegt das ganze Recept für das menschliche Wohlergehen,

Wilhelm. Sorge dafür, daß Herz und Leber immer frisch und munter sind, so ist der ganze Mensch heiter und guter Dinge, und weiß nichts von Sorgen und melancholischer Schwachsinnigkeit."

„Und wie ist das zu erreichen, Vater?"

„Aus dem mercantilischen Standpunkte, mein Junge! Es ist nichts leichter, als das zu erreichen, sobald man das menschliche Dasein mercantilisch betrachtet. Meiner Seele! es ist wahr," fuhr er fort, indem er sich auf die Brust klopfte. „Es ist Alles dummes Zeug in der Welt, was nicht mercantilisch bedacht wird. Warum ist in früherer Zeit Alles besser gewesen? Weil die Menschen vom mercantilischen Gesichtspunkte aus handelten, nicht aber nach Ideen, wie sie diese jetzt umherschreien. Was ist eine Idee? Eine Idee ist gar nichts, eine Einbildung, ein Unsinn, der Verwirrung hereinbringt und unglücklich macht. Also nachdenken, sich fragen, worin liegt der Vortheil, nach dem ich handeln muß? Was ist die Ursache, von welcher die Wirkung ausgeht, durch welches ich ein glücklicher Mensch werde, der sein irdisches Dasein fröhlich genießt, das ist der mercantilische Standpunkt. Begreifst Du nun, Wilhelm?"

„Es ist mir in der That noch manches dunkel," antwortete der Sohn, vor sich hinsehend.

„So!“ sagte Herr Frohlieb. „Warte, wir wollen ein Beispiel annehmen. Gesetzt den Fall, Du wärest verliebt.“

Ueberrascht wandte sich Wilhelm zu seiner Mutter um.

„Das wäre recht hübsch!“ rief die kleine Frau, ihm zulächelnd. „Verlieben muß sich ja jeder Mensch, weil die Natur ihr Recht haben will, und wenn Einer so alt geworden ist, wie Du, muß er dafür sorgen, daß er dahin gelangt.“

„Also setzen wir voraus, die Natur hätte sich ihr Recht verschafft,“ fuhr Herr Frohlieb fort, „so würdest Du als ein vernünftiges Wesen nicht sagen: meine Liebe ist eine Idee, sondern Du würdest Dich auf den mercantilischen Standpunkt stellen und Dir vorhalten — hier legte er seine Pfeifenspitze an den linken Daumen — erstens: Woher kommt es, daß ich blaß werde, nicht höre, was gesprochen wird, nicht verstehe, wenn ich gefragt werde, wie aus dem Traume auffahre, wenn mich Einer anredet, und sogar vergesse, daß eine gewisse Dame mich eingeladen hat, sie gestern Abend zu besuchen?“

„Das habe ich nicht vergessen, Vater, aber —“

„Aber die Herzensbeklommenheit ließ es nicht zu,“ lachte Frohlieb mit einer lustigen Bogenschwenkung. „So würdest Du zweitens fragen: Warum habe ich diese Aengstlichkeit, und wie werde ich sie los? Somit drittens würdest

Du fragen: Welche Ursache bringt diese Wirkung hervor, und was habe ich zu thun, um mir meinen mercantilischen Standpunkt zu sichern, das heißt so zu handeln, daß sich alle meine Wünsche erfüllen."

„Das würde allerdings das Beste sein, wenn es möglich wäre," murmelte Wilhelm, „allein — dazu gehört mehr Muth, als ich besitze."

„Der richtige Standpunkt gehört dazu, weiter gar nichts!" schrie Herr Frohlieb. „Muth! Ist es möglich, daß mein Sohn wie ein armer Sünder vor mir steht und es fehlt ihm an Muth! Stelle Dich auf den mercantilischen Standpunkt, mein Junge, so bekommst Du Muth wie ein Löwe. Stelle Dir vor, was Du gewinnen willst, was auf dem Spiele steht, was verloren gehen kann, so wird Deine Zunge eine Ueberredungskraft bekommen, daß sie allen Widerstand überwältigt, und ich sage Dir, Wilhelm, Du wirst siegen, wirst in einen offenen Himmel eingehen, denn sie wird Dich curiren, und Alles ist gut."

„Vielleicht hast Du Recht," sagte der junge Mann erregter.

„Es ist ganz gewiß, daß ich Recht habe!" fuhr Herr Frohlieb fort, ihn mit der Pfeife stoßend. „Ein Mann auf diesem Standpunkt spricht nicht von vielleicht, sondern er weiß, es ist so. Zeige ihr, daß Du Dich nicht fürchtest, daß Du weißt, was zu dieser Wirkung paßt, und was zur

Gesundheit gehört. Sapperment! Wie ich jung war, hätte mir Keiner so kommen sollen."

„Du weißt also?" fragte Wilhelm stockend.

„Na, das versteht sich!" lachte Herr Frohlieb, ihn an beide Ohren fassend. „Denkst Du, mir fehlt der richtige Standpunkt? Denkst Du, die Mama speculirt nicht auf eine angenehme Schwiegertochter? Und diese — aber halt! höre doch — Wilhelm! mein Junge, ich will Dir noch mehr sagen, halt doch!"

„Laß mich, Vater," sagte der junge Mann. „Wenn Ihr es wißt, so will ich mir selbst Gewißheit verschaffen. Ich will Deinen Rath befolgen."

„So höre mich noch an, ich bin noch nicht fertig!" schrie Herr Frohlieb zwischen Thür und Schwelle, wohin er seinem Sohn gefolgt war, aber während er vorwärts strebte, hielt ihn die kleine Frau bei beiden Rockschößen fest, daß er nicht weiter konnte. „Laß ihn gehen, Daniel," eiferte sie dabei, „er kann seine Sache selbst ausfechten. Laß ihn machen, was er Lust hat, er wird schon finden, was er sucht."

„Reiß mir den Rock nicht entzwei, Mama, er hat schon geknarrt!" sagte Herr Frohlieb, ohne umzublicken. „Da geht die Hausthür wieder auf. Er kehrt um, wie ich es wohl dachte, denn seine Besonnenheit kehrt zurück.

Komm herein, mein Junge, und falle nicht, wir wollen gleich die Flurlampe anstecken lassen."

„Dies dürfte allerdings sehr wohlthätig sein," antwortete eine sanfte, volle Stimme, „da es sehr finster ist. Guten Abend, mein lieber Vetter!"

„Was?" schrie Herr Frohlieb. „Oh! Ist es wirklich wahr? meiner Seele! Sie sind es, werthgeschätzter Herr Vetter! Mama, laß los! Ich dachte, es wäre mein Sohn. Sieh doch hier, wer da ist, Mama."

„Der Herr Kriegsrath!" rief die kleine Frau, indem sie die Rockschöße ihres Eheherrn fallen ließ und verwirrt zurückwich, aber freundlich dabei lachte.

„Ja wohl, meine liebe Cousine, da bin ich," erwiederte der Kriegsrath, ihr die Hand bietend. „Sie erwarten Ihren Sohn. Er ist soeben an mir vorüber gegangen, ohne mich zu sehen."

„Er sieht und hört nicht," sagte die kleine Frau.

„Wie dies jungen Leuten in einem gewissen Alter eigen ist," erwiederte der Kriegsrath lächelnd.

„Bis sie auf den richtigen Standpunkt gelangen!" fiel Herr Frohlieb ein, indem er den Finger an seine Nase legte und schelmisch lachte.

„Sehr wahr, mein lieber Vetter," versetzte der Kriegsrath, „man hat mit diesen jungen Leuten seine Plage, muß aber geduldig sein und darf sich nicht beschweren. Weiß

man doch an sich selbst, daß Jugend heißes Blut und Leidenschaft zu Begleitern hat."

„Sie treffen es immer, hochverehrter Herr Vetter!" rief Herr Frohlieb mit einer begeisterten Bogenschwenkung. „Immer den Nagel auf den Kopf und so richtig wie Gold. Es ist mir eine wahre Freude, wenn ich es höre."

Der Kriegsrath ging lächelnd, ohne eine weitere Einladung abzuwarten, nach dem Sopha und setzte sich dort nieder. Er war von hoher, ein wenig nach vorn gebeugter Gestalt. Der große, schöne Kopf hatte äußerst würdige und offene Züge, klare, mildblickende Augen und einen feinen Mund, um den ein gewinnendes Lächeln schwebte. Die Ruhe seines Gesichts wurde durch die Sicherheit aller Bewegungen vermehrt, und dazu kam das reiche, ziemlich ergraute Haar, und breite, graue Augenbrauen, die ihm ein eigenthümlich imponirendes Ansehen gaben. Bei aller Güte und Freundlichkeit seines Wesens umgab ihn aber doch ein gewisses Etwas, was auch Herrn Frohlieb's zärtliche Vertraulichkeit in Respect hielt. Der Kriegsrath stützte seine wohlgebildeten Hände auf einen Stock mit goldener Krücke. Seine Wäsche war blendend weiß und fein; ein weißes Halstuch schmiegte sich an eine gesteifte Krause, und in dieser steckte eine Nadel, aus deren Mitte ein prächtiger Stein funkelte. Sein Gesicht war glatt rasirt, die Haut schimmerte überall fein und röthlich,

nirgends war ein Pünktchen, nirgends ein Stäubchen zu entdecken. Die gelben, gesteppten Handschuhe von Hirschleder, welche er auf seinen Hut gelegt hatte, sahen so neu aus, als wären sie noch nie aufgestreift worden, der Hut selbst aber war ein feiner Kastor, den Herr Frohlieb mit Ehrfurcht befühlte, und mit einer tiefen Verbeugung säuberlich auf den Tisch setzte, damit er nicht etwa gestoßen werde.

Der Herr Kriegsrath hatte jedoch nicht allein äußerlich alle Kennzeichen eines feinen Mannes, der sich zu kleiden und zu tragen weiß, er hatte auch trotz aller Freundlichkeit und Herablassung ein Wesen, welches der Vertraulichkeit Schranken setzte. Niemals sagte er ein unschickliches Wort, oder erlaubte sich einen Scherz, der zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte. Die Würdigkeit in Allem was er that und sagte, behielt ihr überwiegendes Gepräge, und verband sich mit der Artigkeit eines Weltmannes und jener Sicherheit, die ein erfahrungsreiches Leben giebt. Wer ihm nahte, fühlte dies sehr bald, und Jeder, der ihn kannte, hatte etwas zu rühmen, entweder seine Einsicht und seine Klugheit, oder seine Güte und Milde, oder auch seine Wohlhabenheit, die nach allen Seiten hin sich geltend machte. Denn der vortreffliche Mann zeigte sich nicht allein wohlthätig, wo seine Großmuth beansprucht wurde, er verschönte auch sein eigenes Leben, und wie er in seiner

Erscheinung äußerst sauber und fein auftrat, so gab sein Hauswesen auch Zeugniß für seinen Geschmack, wie für seine Neigungen.

Nichts konnte Herrn Frohlieb so sehr beglücken, als der Besuch dieses allverehrten Verwandten, und als der Kriegsrath jetzt auf dem Sopha saß und sich nach dem Befinden des Ehepaares erkundigte, das Aussehen der kleinen Frau lobte, und in seiner gewinnenden Art von dem Vergnügen sprach, mit dem er die Versicherungen ihres Wohlergehens hörte, blieb der gute Vetter in einem seligen Bücken und Armschwenken, bis er endlich das Wort ergreifen konnte. „Unsern unterthänigsten Dank für Ihre große Güte!" schrie er. „Sie wissen gar nicht, wie sehr wir dies Glück zu schätzen wissen, werthester Vetter Hartfeld. Ein Mann wie Sie, ja das ist eine Seltenheit. Was habe ich gesagt, Mama? Fragen Sie die Mama, was ich gesagt habe. Der Erste im ganzen Lande müßte unser Vetter Hartfeld sein, das verdiente er, und es wäre ein Segen für die Menschheit, wenn er der Allererste wäre. Das habe ich gesagt, und ich sage es noch. Aus Gründen und mit voller Ueberzeugung bleibe ich dabei."

Herr Frohlieb legte energisch seine linke Hand auf seine Brust und machte mit der rechten eine Bogenschwenkung.

Der Kriegsrath hörte lächelnd zu, seine Finger falteten

sich über der goldenen Krücke seines Stockes zusammen. „Gönnen wir Jedem sein Glück, und was der Herr ihm verliehen," sagte er sanftmüthig. „Ich bin zufrieden, lieber Vetter, mit dem, was mir beschieden wurde, auch Sie können zufrieden sein."

„Das versteht sich!" schrie Herr Frohlieb. „Es sind Gründe dafür vorhanden, die aus den richtigen Ursachen entspringen. Aber was bin ich gegen Sie! Ein Nichts, ein Staub, ein Lump! Meiner Seele! ein Garnichts als das, bester Vetter!"

„Stille! stille!" winkte der Kriegsrath, „wer wird so sprechen. Sie haben ein fleißiges, arbeitsames Leben gelebt und ruhen davon jetzt behaglich aus."

„Einfach und bescheiden!" sagte Herr Frohlieb. „Arbeit macht das Leben süß. Aber Sie, verehrter Herr Vetter, Sie stehen groß und erhaben da, und besitzen Alles, was das Herz begehrt."

„Und doch sind Sie glücklicher, als ich es bin," fuhr Hartfeld mit einem sanften Kopfneigen fort.

„Ich glücklicher? Oh!" lachte Herr Frohlieb, indem er seine Augen weit aufmachte. „Sehen Sie sich einmal um, wie es hier aussieht. Wie bei einem bescheidenen Bürger, der jeden Donnerstag Pökelfleisch und Erbsen ißt, und Sonntags abwechselnd Kälberbraten oder Schmorfleisch. Aber Sie dagegen! Tapeten und Bilder an den

Wänden, seidene Decken und Polsterstühle, wo man bis über die Ohren hineinfällt. Und des Mittags — wie heißen die Dinger? — Trüffeln und Caviar und so dergleichen. Und Sie wollen sagen, daß ich glücklicher wäre? Es ist ein Spaß, Herr Vetter! Gehorsamer Diener! Ich wollte, es wäre so; meiner Seele! ich wollte es."

„Mein lieber Freund," sagte Hartfeld, mitleidig die Achseln zuckend, „könnten Sie mich darum beneiden?"

„Beneiden?" schrie Herr Frohlieb. „Niemals! das versteht sich, Sie müssen so leben. Das schickt sich für einen Mann, wie Sie sind, es ist recht und billig. Für mich schickt es sich nicht, und ich möchte es auch nicht, es wäre nichts für mich."

„Jedes Wesen auf Erden hat seine Freuden und seine Sorgen, mein lieber Freund," sagte Hartfeld.

„Sie haben keine Sorgen, Sie nicht!" fiel Herr Frohlieb ein. „Ein so hoch geachteter, allgemein verehrter Mann kann gar keine Sorgen haben."

„Hat man keine, so macht man sich welche," lächelte der Kriegsrath. „Ich bin jedoch zufrieden und klage nicht."

„Wenn Sie klagen wollten!" rief die kleine Frau.

„Sehr richtig, Mama, sehr richtig!" bekräftigte Herr Frohlieb.

„Und dennoch falsch," sagte Hartfeld. „Ich bin dankbar für manchen Segen, aber sind Sie nicht glücklicher?

Ich stehe allein, meine Lebensgefährtin ist mir genommen. Sie besitzen eine vortreffliche Frau und einen Sohn, der Ihnen Freude macht."

„Allerdings ja!" versetzte Herr Frohlieb mit einer zärtlichen Handschwenkung auf seine Gattin. „Da sitzt sie, die ich verehre, und obwohl sie zuweilen auch unangenehm werden kann, möchte ich sie doch nicht missen. Aber, Gott sei Dank! lieber Vetter, Sie sind ja nicht kinderlos, Sie haben eine Tochter, eine sehr liebenswürdige und ausgezeichnete Tochter, die —"

„Au!" schrie er, sich unterbrechend, denn die kleine Frau gab ihm einen Stoß mit dem Fuße, der eine empfindliche Stelle treffen mußte.

„Fahren Sie nur fort, lieber Vetter," lächelte der Kriegsrath, „denn Sie haben Recht. Julie ist die beste Freude und der Trost meines Lebens. Sie ist nicht schön."

„Oh!" rief die Mama, „das dürfen Sie doch nicht sagen. Ich habe sie zwar seit längerer Zeit nicht gesehen, aber mir hat sie immer sehr gefallen."

„Mir auch!" betheuerte Herr Frohlieb, „mir ganz besonders. Es ist so ein sanftes, feines Wesen, wie die selige Cousine war. Etwas kränklich zwar, etwas blaß."

„Das hat sich bedeutend gebessert," fiel Hartfeld ein. „Sie wissen, daß Julie diesen Sommer über im Bade war, dann auf dem Lande bei einer befreundeten Familie

lebte. Seit den sechs Wochen, wo sie wieder hier ist, hat sie das Haus sehr wenig verlassen, aber ich hoffe, Wilhelm hat Ihnen ihre Grüße gebracht.“

Das hat er gethan,“ erwiederte Herr Frohlieb mit einer unterthänigen Verbeugung; „leider haben wir dabei gehört, daß das liebe Julchen sich noch immer angegriffen fühlt und deshalb auch noch nicht unsere Aufwartung gemacht.“

„Was hat Ihnen Wilhelm denn mehr erzählt?“ fragte der Kriegsrath die kleine Frau.

„Mehr hat er nicht erzählt,“ antwortete diese.

„Es ist ein Unglück mit dem Jungen!“ schrie Herr Frohlieb, „es ist nichts aus ihm heraus zu kriegen. Es ist, als ob er ein anderer Mensch geworden wäre. Was haben Sie neulich gesagt, liebster Vetter, als Sie uns die große Freude machten, und zu uns herankamen. Erinnern Sie sich, was Sie sagten, wie von ihm die Rede war?“

„Sie meinen, es sei so, wie ich damals sagte?“ lächelte Hartfeld.

„Es ist ganz gewiß so, denn es kann nicht anders sein! Hier sitzt es, hier!“ schrie Herr Frohlieb, indem er seinen Zeigefinger auf die Herzgegend setzte und heftig darauf tippte.

Der Kriegsrath nickte, und seine Mundwinkel zogen

sich zusammen. „Er hat sein Geschäft sehr vortheilhaft von der Madame Petermann gekauft," sagte er.

„Aeußerst vortheilhaft," erwiederte Herr Frohlieb. „Jeder, der es kennt, sagt, es wäre doppelt so viel werth. Aber es machte sich, sie wollte es los sein und — na, es ist eine junge Wittwe, und bekannt waren wir auch, also —"

Der Kriegsrath hob den Kopf nachdenkend zu ihm auf.

„Eine hübsche junge Frau," fuhr Herr Frohlieb, vergnügt seine Hände reibend, fort. „Es ist komisch, wie der Wilhelm seine Gründe entwickelt, aber es hat Alles seine Ursachen, und es geht Alles natürlich in der Welt zu."

„Julie ist zwanzig Jahr alt," sagte Hartfeld.

„Wie die Zeit vergeht!" rief Herr Frohlieb erstaunt.

„Wilhelm ist zehn Jahre älter."

„Nicht ganz, bester Herr Vetter," fiel die kleine Frau ein. „Es fehlen noch fünf Monate."

„Darauf kommt es nicht an. Ich halte Wilhelm für einen sehr wackern jungen Mann, und habe ihn immer geschätzt."

„Wenn er doch hier wäre, daß er es hören könnte. Diese Ehre, aus solchem Munde gelobt zu werden!" schrie Frohlieb, indem er mit einer Bogenschwenkung seine beiden Hände vor sich ausstreckte. „Aber er ist fortgelaufen, der Elementer, zehn Pferde hätten ihn nicht halten können."

„Wissen Sie auch, wohin er gelaufen ist?“ fragte Hartfeld.

„Versteht sich!“ — Herr Frohlieb legte den Zeigefinger an seine Nase und kniff seine Augen listig zusammen. „Es ist einmal in der Welt so, bester Vetter. Es ist die Macht der Gefühle, welcher sich alle Grundsätze unterwerfen. Na, und warum sollen wir nicht Ja sagen, wenn sich Alles zusammen paßt? Und das Blut und die Jugend — Sie haben es ja selbst gesagt, haben es zuerst gemerkt, wie es mit ihm steht.“

„Ich habe auch nichts dagegen, lieber Frohlieb,“ fiel Hartfeld ein.

„Wir auch nicht, bester Vetter, wir gewiß nicht!“ schrie Herr Frohlieb. „Es ist längst unser Wunsch gewesen, aber der Junge fürchtete sich ja, als wär's ein Verbrechen.“

„Ich glaube nicht, daß er das nöthig hat,“ lächelte der Kriegsrath. „Er ist also zu ihr gegangen?“

„Und will ein Ende machen, will Alles gestehen, damit er weiß, woran er ist.“

„Damit wir jetzt sämmtlich wissen, woran wir sind,“ sagte Hartfeld, indem er dem Ehepaar seine Hände reichte, „so mag er sein Heil versuchen. Julie hat ihn lieb, sie wird seinen Antrag aufnehmen, wie er es verdient. Seit den sechs Wochen ist Wilhelm, was Sie vielleicht erst jetzt

erfahren, fast täglich zu uns gekommen, ich habe dadurch Gelegenheit gehabt, ihn noch besser kennen zu lernen. Wenn Julie also will, so habe ich nichts dagegen, Frohlieb. Ich sah, was kommen würde, war darauf gefaßt und gab Ihnen daher neulich schon einen Wink, wie die Sache stand. Wir wollen den jungen Herzen also keinen Zwang anthun. Haben sie sich gefunden, so hat Gott es so gefügt, und ich bin damit zufrieden. Julie ist mein einziges Kind, doch ich mache keine Pläne mit ihr. Ich gebe ihr meinen Segen, weil ich glaube, daß ihr Glück daran hängt, und das ist meine aufrichtige Meinung. Ich begreife Ihr Erstaunen, Freund, Sie haben das nicht erwartet. Sagen Sie aufrichtig, ob ich nicht Recht habe."

Herr Frohlieb stand vor dem verehrten Vetter so starr, als sei er in Stein verwandelt. Das Lächeln war noch in seinem Gesicht, sein Oberkörper bildete noch die schiefe Linie, seine Stirn war in die Weisheitsfalten gezogen, welche sie bei seinen Erklärungen angenommen hatte, und seine Augen funkelten so schlau, wie vorher, allein Alles war wie von einem Zauber unbeweglich geworden, und als er jetzt antworten sollte, brachte die Aufforderung dazu nur ein lebhafteres Grinsen hervor, dem ein starkes Kopfschütteln nachfolgte.

„So sage ich Ihnen nochmals, ich bin damit einverstanden," wiederholte Hartfeld. „Ich will Julien's Glück

nicht hindern, Wilhelm soll sie haben, und unsere Verwandtschaft soll dadurch ein neues und noch festeres Band erhalten, so Gott will."

Bei diesen Worten stand der Kriegsrath auf und breitete seine Arme aus. Die kleine Frau, welche ebenfalls aufgestanden war, gab ihrem erstarrten Gatten einen Stoß. Denn mit weiblicher, größerer Gewandtheit hatte sie weit schneller sich gesammelt und den Faden gefunden, der hier aus Irrthum zum Verständniß führte. „Oh, liebster, bester Vetter," schrie sie, ebenfalls ihre Arme ausbreitend, „ich freue mich gar zu sehr! Freu Dich doch, Daniel, stehe doch nicht da, wie ein Oelgötze. Du, mein Gott, ist es denn möglich, daß Sie uns solcher Ehre und Freundschaft würdigen!"

„Es ist wunderbar! es ist unerhört!" schrie Herr Frohlieb nun ebenfalls, als er sich von den Küssen erholt hatte, die er rechts und links empfing. „Aber" — er faßte an seine Stirn, als könnte er's noch immer nicht begreifen, und hielt die Hand dort fest gedrückt, indem er mit der Rechten durch die Luft fuhr und etwas abwehrte, — „wie ist mir denn? Es war doch so, als wenn Wilhelm sagte, oder als ob ich sagte, es wären Grundsätze vorhanden, die ihn antrieben — Spaßen Sie auch nicht, Vetter?" lachte er plötzlich auf. „Meiner Seele, es ist Spaß, denn — Sie, wie sollten Sie — oh!"

„Ich sehe wohl, wir müssen unserm guten Frohlieb einige Zeit zur Erholung geben," sagte Hartfeld, indem er der kleinen Frau zulächelte. „Ich will überdies dem Herrn Finanzrath Leisegang einen Besuch machen und mich nach dem Befinden seines Onkels, meines lieben Geheimraths, erkundigen, der etwas unpäßlich ist. Dann komme ich noch einmal mit heran, ehe ich nach Hause gehe. Aber morgen Mittag essen Sie bei mir, Frohlieb; wir wollen das Brautpaar hoch leben lassen, und wenn ich etwa den Wilhelm noch bei Julien finde, wie sich dies wohl ereignen dürfte, so könnte es sein, daß das junge Paar sich noch heute hier einstellt und um Segen bittet. Also auf Wiedersehen einstweilen. Es ist wirklich so, Frohlieb. Ich denke doch, Sie zweifeln nun nicht mehr daran."

„Er ist vor Freude ganz von Sinnen!" rief die kleine Frau, „aber er wird schon wieder zu sich kommen. Der Herr Finanzrath ist zu Haus, bester Vetter. Ich kann das Licht kaum halten, so voll ist mein Herz."

Der Kriegsrath sah mit großmüthiger Güte auf die zitternden Hände seiner Cousine. Er schien gerührt über diese tiefe Bewegung seiner dankbaren Verwandten. „Julie liebt Häuslichkeit und Einfachheit," sagte er, „sie hat kein Gefallen an Pracht und Lärm. Wir werden Alle zufrieden und glücklich sein," fügte er tröstlich lächelnd hinzu.

Drittes Capitel.

Als die kleine Frau die Lampe wieder auf den Tisch setzte, fand sie ihren Mann noch in derselben Stellung, die linke Hand an seinen Kopf gedrückt, unbeweglich in der Mitte der Stube. Sie blickte ihn einige Minuten lang an, und trat dann dicht vor ihn hin, ohne daß Herr Frohlieb sich rührte. Endlich faßte sie an seinen Ellenbogen und schüttelte ihn, wodurch Herr Frohlieb in eine taumelnde Bewegung gerieth, allein noch immer nichts sagte. „Aber Daniel!" rief sie leise, „ermuntere Dich doch und sei ein Mensch."

„Ich bin ein Mensch," antwortete Herr Frohlieb mit dumpfer Stimme, „aber es ist nicht wahr!"

„Was ist denn nicht wahr?"

„Es kann nicht sein," fuhr Herr Frohlieb fort, „denn es wäre gegen alle Grundsätze, gegen alle Ursachen. Sage

selbst, Mama, wo sind hier die Ursachen? Wo liegen die Quellen der menschlichen Vernunft?"

„Was willst Du denn mit Deiner Vernunft dabei," fragte die kleine Frau.

„Also siehst Du wohl, Mama!" sagte Herr Frohlieb triumphirend, indem er etwas Lebensthätigkeit äußerte, Runzeln zog, und den Finger an seine Nase legte, „also ist es ein Irrthum, oder eine Tollheit, oder Alles in der Welt, nur keine Wirkung, die sich auf die richtige Ursache zurückführen läßt."

„Ursach' hin, Ursach' her!" fiel die Mama trotzig ein, „das ist Alles Wischwasch, weiter nichts. Wahr ist es, und ob wir uns darüber noch so sehr wundern, es ist doch so. Wir wissen nun, wo Wilhelm alle Abende gewesen ist, und wo er jetzt ist, wissen wir auch."

„Bei unserm lieben Thereschen ist er!" schrie Herr Frohlieb, indem er sich heftig aufrichtete.

„Bei unserm lieben Julchen ist er, und da ist er immer gewesen," antwortete sie, den Arm einstemmend.

„Also Mama!" sagte er erschrocken, „Du glaubst es wirklich?"

„Wenn's der Vetter sagt? Wird der lügen? Wird der herkommen, uns Windbeuteleien vorzumachen?"

Herr Frohlieb heftete einen tiefsinnigen Blick auf den Fußboden. „Thereschen hat ihm das Geschäft gegeben,"

murmelte er, „sie wartet nur darauf, daß er kommen soll, um an seinen Hals zu fliegen. Sie ist jung und lieblich —“

„Drei Jahre älter wie er,“ schrie die Mama äußerst boshaft.

„Reizend und häuslich, bescheiden und dem Veilchen gleich,“ fuhr Herr Frohlieb fort.

„Geizig ist sie, blos für ihren Staat giebt sie Geld aus,“ unterbrach ihn die kleine Frau.

„Wie geleckt sieht es bei ihr aus, kein Stäubchen darf sich blicken lassen,“ seufzte Herr Frohlieb, „und dazu die Grundursache aller menschlichen Glückseligkeit, fünfzigtausend Thaler! Darum ist es nicht möglich, Mama. Unser Wilhelm weiß, was Grundsätze sind, er wird die menschliche Vernunft nicht verläugnen.“

„Aber Daniel,“ sagte die kleine Frau strafend, „bist Du denn selbst so von aller Vernunft verlassen, daß Du nicht merkst, wie vernünftig Wilhelm ist? Es ist ja das einzige Kind, das einmal Alles, was da ist, bekommt. Und das möchte denn doch wohl noch eine andere Erbschaft sein, wie sie der selige Petermann hinterlassen hat,“ fuhr sie stolz aufblickend fort, „dazu aber die Ehre und die Verwandtschaft. Wer ist denn diese Therese? Wer sind denn ihre Verwandten? Wenn Einer danach fragt, muß man still schweigen, wenn's aber heißt: Der Frohlieb heirathet die einzige Tochter vom Kriegsrath Hartfeld; wenn das

in die Zeitung kommt! Denke doch nur an, Daniel, wenn das in die Zeitung kommt!"

Herr Frohlieb stand sinnend in Betrachtungen, und als schwebte die himmlische Wage vor seinen Blicken, deren Zunge nach rechts und links schwankte, während die beiden Bräute in den Schaalen säßen, so nickte er hierhin und dorthin, begann zu lächeln und wiederum Falten zu schlagen, bis er plötzlich einen Schlag auf seine Stirn that und in einen neuen Anfall von Ungläubigkeit gerieth. „Es ist dennoch gegen alle Grundsätze, Mama!" schrie er auf, „und wer es mir vor einer Stunde gesagt hätte, dem hätte ich in's Gesicht gelacht. Es konnte sich Keiner einbilden, daß dieser Junge unnatürliche Gelüste auf ein Mädchen haben könnte, das noch vor drei Jahren in die Schule ging und eingesegnet wurde. Und es ist auch nicht wahr, Mama; nein! es ist auch nicht wahr. Du wirst sehen, daß es nicht wahr ist!"

„Ist mir je solch ein Mann vorgekommen," versetzte sie heftig. „Es ist wahr und bleibt wahr, und wird wahr bleiben!"

„Und es wird nicht wahr bleiben," sagte Herr Frohlieb energisch, „denn es kann nicht wahr bleiben, weil's übernatürlich und widernatürlich ist. Kein Mensch hat daran gedacht, daß diese Julie jemals heirathen könnte; Jeder hat geglaubt, dies magere, schwache Kind muß Zeit=

lebens in Baumwolle gepackt bleiben. Heirathen, ha, ha!" — er lachte grimmig auf — „wer soll sie denn heirathen?! Wie sollte Wilhelm dazu kommen, sich daran zu versehen, und warum nun diese —"

Herr Frohlieb vollendete nicht, aber sein Gesicht wurde plötzlich sanft und erhielt sein pfiffiges Lächeln wieder. „Na," sagte er, „um diese da wird Keiner vor Leidenschaft verrückt, also siehst Du wohl, Mama, daß es ein Irrthum sein muß."

„Warum denn?" fragte die kleine Frau.

„Warum denn! Sie hat ja einen kurzen Fuß," flüsterte Herr Frohlieb, die Achseln zuckend. „Von Jugend auf hinkt sie ja. Gott weiß, was sie Alles angewandt haben, bis endlich doch nichts übrig blieb, als ein Schuh mit drei Finger hohen Hacken."

Die Kaltblütigkeit der Mama wurde auch durch diesen triftigen Grund nicht erschüttert. „Was schadet denn das?" fragte sie, „das schadet gar nichts. Ich habe noch nicht gehört, daß ein junges Mädchen darum nicht heirathen könnte."

Herr Frohlieb zog ganz erstaunt seine Augenbrauen in die Höhe und hörte schweigend weiter zu. „Es ist auch kaum zu bemerken," fuhr seine Frau fort, „denn dafür trägt man lange Kleider, und an einen so kleinen äußerlichen Anstoß wird ein Mann sich nicht kehren. Wenn ich

einen zu kurzen Fuß gehabt hätte, Daniel, würdest Du mich darum doch gewiß nicht verlassen, oder nicht mehr geliebt haben."

„Niemals!" sagte Herr Frohlieb feierlich ernsthaft.

„Na also. Und Wilhelm ist auch Keiner, der sich davon stören läßt, sondern er ist in allen Dingen gesetzt, und weiß, was er thut. Julie ist immer sanft und geduldig gewesen, und weil sie nicht springen und tanzen und hoffärtige Eitelkeit treiben konnte, hat sie viele Dinge gelernt, wovon Andere nichts wissen. Und jetzt verstehe ich erst, was Wilhelm neulich sagte: Es geht nichts über die echte weibliche Bildung, sagte er, alles Uebrige ist Flitter und Schein. Das hat er gesagt, Daniel, und es ist mir gleich auf's Herz gefallen, denn ich dachte: Was soll denn das bedeuten? Sehr gebildet ist Thereschen doch eben nicht."

„Aber ihre Grundsätze sind schön, Mama," fiel Herr Frohlieb, den Zeigefinger aufhebend, ein.

„Derowegen brauchen wir uns nicht zu ängstigen," antwortete sie. „Wilhelm ist ein Mann, der seinen Stolz hat, und es ist mir lieb, Daniel, so recht von Herzen lieb, wenn er seine Augen darauf gerichtet hat, wo es eine Ehre ist, zu sagen, das ist unsere Schwiegertochter. Keiner hätte es gedacht; nein gewiß, Keiner hätte es gedacht. Man hätte glauben sollen, es müßte Einer, Gott weiß wie hoch, herkommen, um da anzuklopfen. Mit Geheimräthen und

großen Herren geht ihr Vater ja beständig um; und wie die alle aussehen werden, wenn es bekannt wird, und wie sie uns gratuliren werden, und wie sie Wilhelm sein Glück beneiden werden!"

Zwei dicke Thränen rollten aus den Augen der guten kleinen Frau, und Herr Frohlieb stand da, mit dem Finger an seinem langen, spitzen Kinn, und begann aus seinem Nachdenken zu lächeln. Seine Erwägungen verwandelten sich sichtlich in Entschlüsse. — „Das werden sie!" rief er plötzlich, „denn allerdings und grundsätzlich genommen, ist es ein Glück. Und wenn wir Alles reiflich überlegen, muß ich Dir Recht geben, Mama. Es ist eine Ehre für uns, warum sollen wir uns also nicht darüber freuen? Ja, wir wollen uns freuen, Mama!" schrie er, die kleine Frau ungestüm umarmend, „und eine Hochzeit soll es werden, wo es hergehen soll, wie bei der Hochzeit in Cana."

„Und da kommt unser geliebter Freund und Vetter!" fuhr er jubelnd fort, indem er die gedrückte Mama losließ und, dem Kriegsrath entgegen eilend, sich anschickte, ihn in seine Arme ebenfalls zusammen zu klappen. „Schwiegervater!" schrie er, „Vetter und Schwiegervater; zwei Schwiegerväter! Ich möchte es austrompeten lassen, aber" — er ließ die Arme sinken und hielt inne, denn es kam ihm vor, als sähe sein verehrter Verwandter sonderbar bleich und verstört aus, und als ob seine Augen, die sonst

immer so blau und mildkräftig blickten, einen eigenthümlich stieren, scheuen Ausdruck hätten.

„Bei der Hochzeit soll es um so lustiger hergehen!" schrie Herr Frohlieb mit erneutem Vertrauen, denn der Kriegsrath nickte ihm zu und lächelte, ganz wie er es gewöhnlich that.

„Die Hochzeit soll so froh sein, wie allseitiges Glück sie machen kann," sagte er, „doch ich habe Ihnen einen Kummer mitzutheilen, der eben leider schwer auf mich fällt: von dem Finanzrath höre ich so eben, daß sein Onkel vor zwei Stunden plötzlich und unerwartet gestorben ist."

„Wer?" fragte Herr Frohlieb, erstaunt seine Hände zusammenschlagend. „Der Geheimrath!"

Hartfeld bewegte beistimmend sprachlos den Kopf. „Aber Du mein Gott!" rief die Mama, „gestern war er ja noch hier bei seinem Neffen."

„Ich habe ihn heute Mittag noch gesehen, und nichts Böses geahnt," sagte der Kriegsrath. „Er klagte ein wenig über Schwere im Kopf, Erkältung und Schnupfen, lag auf dem Sopha und bat mich, morgen früh wieder zu ihm zu kommen, weil er Allerlei mit mir zu verhandeln habe. Scherzte und lachte dabei, wie er immer that, und lud sich bei mir zu Tische, weil er nirgends eine so gute Suppe bekäme."

„Das verstand er," sagte Herr Frohlieb, „das Essen

verstand er! Er konnte über einen saftigen Braten reden, daß Einem das Wasser im Munde zusammenlief."

„Ach! so ist es mit dem Menschen," fiel die kleine Frau klagend ein. „Der alte Herr hat es nicht gedacht, daß es so schnell mit ihm vorbei wäre."

„Er ist gar nicht so alt geworden," sagte der Kriegsrath. „Eben sechzig, gerade so alt wie ich; nur weil er so stark war, sah er älter aus."

„Derowegen ist es durchaus nicht gut, wenn man sich nicht einzuschränken versteht," erwiederte Herr Frohlieb. „Wir werden es länger aushalten, Herr Vetter, denn wir verachten die übermäßige Ausdehnung unseres Leibes im Weltraume. Es liegt jedoch in der Familie. Der Finanzrath ist kaum älter wie Wilhelm, hat aber schon eine Rundung wie ein Regenbogen und Farben im Gesicht, als wäre es immer bei ihm Sonnenaufgang, während mein Wilhelm so schlank ist, wie ein Rohrstock. Fest wie ein Brett, gerade so wie ich."

Herr Frohlieb klopfte mit stolzem Selbstgefühle auf seinen Leib, sein Vetter wandte sich jedoch nach der kleinen Frau um und gab ihr die Hand. „Ich muß fort," sagte er, „der Geheimrath war nicht allein mein Vorgesetzter, er war auch mein Freund; Sie können daher denken, wie tief ich betrübt bin."

„Das versteht sich!“ fiel Herr Frohlieb ein, „so etwas geht bis in Leber und Nieren.“

„Ich finde zu Hause schon ein Schreiben des Finanzraths vor, der mir die schreckliche Anzeige machte, und mich jetzt mündlich gebeten hat, die Anordnungen für das Begräbniß zu übernehmen und ihm in allen Dingen beizustehen.“

„Eine sehr schmerzliche Aufgabe, die jedoch in den besten Händen ist,“ sagte Herr Frohlieb, indem er sich tief verbeugte.

„Unter diesen Umständen,“ fuhr Hartfeld fort, „müssen wir natürlich mit unseren eigenen Angelegenheiten warten. Unsere Freude muß unserer Betrübniß weichen.“

„Richtig, richtig!“ sagte Herr Frohlieb, lebhaft nickend.

„So lassen wir inzwischen Alles auf sich beruhen, bis das Gleichgewicht sich herstellt. Schweigen wir also, lieber Frohlieb, bis die Zeit da ist, um reden zu können.“

„Mama, es muß ein Geheimniß zwischen uns bleiben, bis es an's Licht der Welt tritt,“ sagte Herr Frohlieb warnend.

„Von mir soll Keiner ein Wort erfahren,“ antwortete die kleine Frau in einem Tone, der alle Schuld im Voraus abwälzte.

„Gut, meine lieben Freunde,“ sagte der Kriegsrath.

„Wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen, der am besten weiß, was uns frommt. Wenn ich Wilhelm sehe, werde ich seine Hoffnungen nicht zerstören, sondern nur verzögern. Und nun lassen Sie uns scheiden. Ich werde unruhige Tage haben, sobald wohl nicht zu Ihnen heran kommen können; aber wir sehen uns wieder, sobald es immer geschehen kann."

Er nahm Abschied, Herr Frohlieb hielt ihn jedoch noch einmal fest. „Ist denn ein Testament da?" fragte er.

„Ich glaube kaum," erwiederte Hartfeld. „Der Tod ist zu rasch und unerwartet gekommen. Vor wenigen Tagen noch sagte der Selige zu mir: Sie sollen sehen, Hartfeld, ich überlebe Euch Alle, denn ich bin aus dem Stoffe gemacht, der seine hundert Jahre aushält. Ich werde Euch sämmtlich beerben. Und das habe ich auch geglaubt," fuhr der Kriegsrath fort, „habe fest daran geglaubt, und sehe mich nun auf's Schmerzlichste getäuscht und getroffen."

„Nun liegt er da," sagte Frohlieb, indem er die Thüre hinter dem Vetter zuschlug, „und es ist Alles nicht wahr gewesen. Was ist der Mensch, Mama! Der Mensch ist ein Wesen, dessen Constitution den größten Kenner irre führt, ebenso wie der größte Kenner einer guten Cigarre sehr häufig ausgelacht werden kann. Er sieht, es ist ein feiner Tabak darin, ein propres Deckblatt, saubere Arbeit, gut gewickelt, sie brennt auch leicht und gut zusammen,

aber plötzlich wird sie hart, springt, verstopft sich, kohlt, fällt auseinander, hält kein Feuer. So ist es mit dem Menschen, Mama. Das Dasein ist wunderbar. Man hat seine Grundsätze in schönster Ordnung in der Tasche, plötzlich stolpert man über einen Strohhalm, fällt, und da liegen sie sämmtlich in Stücke gebrochen."

Herr Frohlieb war während dieses Monologes auf und nieder gewandelt, jetzt blieb er mit einer Bogenschwenkung seiner beiden Hände vor der Mama stehen, die sich an den Tisch gesetzt hatte, und verbeugte sich. „Wunderbar!" schrie er, „ja sehr wunderbar kann es Einem beim besten Willen gehen. Vor einer Stunde hatten wir eine Schwiegertochter, so sicher, wie dies eine Fliege ist, die hier kriecht, darauf hatten wir zwei Schwiegertöchter zur Auswahl, und kaum haben wir gewählt und eben angefangen, uns zu freuen, so ist es wieder nichts damit, und es fehlte jetzt blos noch, daß wir um Alles kommen."

„Rede doch nicht so sonderbar," sagte die Mama, ängstlich umherblickend. „Es ist ein Schicksal, daß der alte Geheimrath heute gerade sterben muß, aber was uns bescheert ist, muß uns bleiben, und wer weiß, ob es nicht am Ende ein Glück ist."

„Wie so, Glück?" fragte Herr Frohlieb.

„Der Geheimrath war ja Julien's Pathe. Vielleicht

hat er ihr etwas vermacht. Ueberhaupt wurde er ja bei Hartfeld's beinahe angebetet, und Du hörtest es ja, wie Hartfeld sagte, auch dem Herrn Geheimrath gefiele unser Wilhelm, und auch er würde sich darüber freuen, wenn er hörte, was geschehen sollte. Wenn er sich nun aber nicht darüber gefreut hätte, Daniel?"

„Jetzt mag er sich freuen oder nicht, es ist uns egal," versetzte Herr Frohlieb. „Du hast manchmal einen klugen Gedanken, Mama, aber ich fürchte, vermacht hat er ihr nichts, denn ein Testament ist gewiß nicht vorhanden, und der Finanzrath oben schluckt Alles. Ich kann den Kerl nicht leiden," flüsterte er, „ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich kann ihn nicht leiden. Er sieht aus, wie ein Fuchs, und wenn ich Wilhelm wäre —"

„Ist er noch immer nicht nach Hause gekommen?" fragte eine Stimme, und Herr Frohlieb drehte sich erschrocken um. Der Finanzrath hatte ganz leise die Thür geöffnet und steckte, wie er immer that, den Kopf herein, ehe der Körper nachfolgte.

„Wer? Wer?" stotterte Herr Frohlieb in seiner Verwirrung. „Wilhelm? Nein, noch nicht, aber oh! wir haben —"

„Ich habe Sie gestört," unterbrach ihn der Finanzrath. „Wo haben Sie Ihren Besuch gelassen? War es nicht Madame Petermann?"

„Allerdings! mein verehrter Herr Finanzrath, dieselbe war es," erwiederte Herr Frohlieb mit einer feierlichen Verbeugung, „allein oh! wir haben vernommen —"

„Daß mein Onkel mir plötzlich entrissen wurde," fiel der Finanzrath ein. „Das ist leider wahr. Wer hat es Ihnen gesagt? Der Kriegsrath Hartfeld?"

„So ist es, Herr Finanzrath," sagte Herr Frohlieb, seine Hände faltend. „Mein lieber Vetter sah aus, wie ich ihn nie gesehen habe, so hatte die Wehmuth ihn angegriffen, die ja auch in Ihrem Gesichte tief gerührt zu lesen ist."

Der Finanzrath hob sein dickes, volles Gesicht auf und seine hervortretenden grauen Augen schienen ausforschen zu wollen, ob diese Beobachtung ehrlich gemeint sei. „Ich habe so viel verloren," sagte er dann, „daß äußere Trauer es nicht auszudrücken vermag."

„Die ganze Welt hat viel verloren!" rief Herr Frohlieb. „Der Staat, das Land, die Menschheit!"

Ein eigenthümliches Lächeln lief über die breiten Lippen des Finanzraths. „Es ist einmal unser Loos," erwiederte er dann, „der Eine muß dem Andern Platz machen. Mein Onkel hat wenigstens ziemlich glücklich auf Erden gelebt. Er war unabhängig, von heiterer Sinnesart, gesellig, und niemals krank."

„Niemals verheirathet," sagte Herr Frohlieb.

„Nein! Er machte es wie ich. Er verehrte das schöne Geschlecht, konnte sich jedoch nicht entschließen, ausschließlich Einer anzugehören.“

„O Sie!“ lachte Herr Frohlieb, schalkhaft seinen Zeigefinger aufhebend, „Sie werden schon noch Ihr Theil bekommen.“

„Meinen Sie? Nun ich werde sehen, was Wilhelm's Beispiel bei mir bewirkt.“

„Aha!“ sagte Herr Frohlieb. „Diese jungen Herren wollen jetzt alle erst durch Beispiele verführt werden, um zu den Grundsätzen ehelicher Glückseligkeit zu gelangen. Die schönen, jungen Damen sollen kommen, um ihre Herzen gehorsamst zu Füßen zu legen und unterthänigst zu bitten, geheirathet zu werden.“

„Die schönen jungen Wittwen ganz besonders,“ sagte der Finanzrath. „Es hat doch noch so lange Zeit mit der Hochzeit, Herr Frohlieb, bis ich die Trauer abgelegt habe?“

„Wie so Zeit? Was meinen Sie denn?“ fragte Herr Frohlieb. „Ach so! Hochzeit meinen Sie? Glauben Sie wirklich — was?“

Er faßte an sein spitzes Kinn und sah äußerst listig aus. Der Finanzrath faßte ebenfalls an sein Kinn und nickte ihm zu. „Die Grundsätze verlangen es so,“ sagte er. „Ich achte Wilhelm um so höher wegen dieser

Charakterstärke, und nenne mich um so lieber seinen Freund."

„Und es geht nichts über die Freundschaft, gar nichts!" antwortete Herr Frohlieb, indem er den Finger auf seine Brust setzte. „Wilhelm denkt ebenso darüber; er wird außer sich sein, wenn er hört, was Ihnen geschehen ist."

„Ich denke, er wird jetzt mehr zu thun haben, als mich und meinen alten Onkel beklagen," fiel der Finanzrath ein. „Glücklicher Weise hat der Kriegsrath mich zu unterstützen versprochen."

„Und was der verspricht, das hält er," versicherte die kleine Frau.

„Mein Onkel setzte das größte Vertrauen in ihn," sagte der Finanzrath.

„So ein Mann soll auch noch wieder geboren werden!" rief Herr Frohlieb. „Alles klar, Alles fest und völlig gesund, in Leber und Grundsätzen. Dabei so angesehen und so reich."

„Der Kriegsrath hat wohl von seinen Eltern her schon Vermögen gehabt?" fragte der Finanzrath.

„Vermögen? Das versteht sich! Er kriegte Alles, was da war, denn er war der einzige Sohn, und klug war er immer. Von jung auf der Klügste unter uns Allen."

„Sie sind zu bescheiden, Herr Frohlieb," sagte Leise-

gang, „aber ich spare meine Zweifel auf. Bei unserer Abrede bleibt es also. Die schöne Wittwe soll nicht ohne mich eine neue christliche Ehe schließen. Aber es schickt sich nicht für mich, jetzt solchen weltlichen Dingen nachzuhängen. Zunächst müssen wir ernste Pflichten erfüllen; somit auf ein ander Mal mehr davon."

Herr Frohlieb machte eine unterthänige Verbeugung, und blieb dann horchend stehen, bis die Schritte des Finanzraths verhallt waren. Ein außerordentlicher Triumph malte sich in seinem Gesicht. Wenigstens ein Dutzend Weisheitsfalten rollten sich auf seiner Stirne zusammen und verloren sich unter seiner Perrücke. Er spitzte den Mund, um nicht laut zu lachen, und sah mit seinen groß aufgerissenen Augen voller Entzücken die kleine Frau an, welche gelassen weiter strickte. „Der wäre besorgt und aufgehoben, Mama!" rief er endlich, seine Stimme gewaltsam bezwingend. „Dieser Fuchs, dieser Pfiffikus will mir die Künste abfragen!" — Er schlenkerte vor Vergnügen seinen Finger durch die Luft und knallte den Daumen gegen den Zeigefinger. „Er will wissen, ob Hartfeld Vermögen von wegen seiner Eltern bekommen hat. So ein Kerl bekümmert sich um Alles. Hast Du gesehen, Mama, wie es ihm gefiel, da ich ihm sagte, Hartfeld hätte die ganze Erbschaft bekommen, Alles was da war? Und es ist meiner Seele wahr! er hat auch Alles bekommen, es war nur

leider nichts vorhanden, denn sein Vater war ein ehrlicher Tischler, und als der starb, blieb nichts von ihm zurück, als ein paar Hobelbänke und der Junge, der damals noch in die Schule ging."

„Es hat Mancher noch viel weniger gehabt," sagte die kleine Frau, „und ist nachher doch ein Millionär geworden. Wenn man bei Hartfeld hinein kommt, sieht man gleich, wie es da steht. Und es ist ganz einerlei, ob er es geerbt hat, oder nicht."

„Es ist besser, Mama. Er hat's erworben, darum ist es besser!" fiel Herr Frohlieb ein. „Aber dieser Fuchs will uns die Würmer aus der Nase ziehen, der will uns einbilden, er weiß, was wir denken. Eine schöne Wittwe, haha! Hochzeit machen, er! Erlaubniß geben, er! Oh! du unglückliche Creatur, welche der heirathet! Aber Du sollst sehen, Mama, er schluckt jetzt Alles von seinem Onkel, und dann wird er noch viel unausstehlicher werden. Na, meinetwegen!" rief er mit gutmüthiger Unterdrückung seiner Abneigung, „wir haben mehr zu denken, und vor allen Dingen, Mama," setzte er ernsthaft hinzu, „decke jetzt den Tisch, denn diese gefühlvollen Aufregungen haben meine Eingeweide dermaßen erschüttert, daß mein unschuldiger Magen laut um Erbarmen schreit."

Viertes Capitel.

Es war ein trüber Tag, trübe selbst um die Mittagszeit, wo er sein graues Licht in die Wohnung des Kriegsraths Hartfeld schickte. Die blumigen Tapeten der hohen Zimmer schienen wie mit Flören behangen, die vielen Oelgemälde in ihren Goldrahmen schimmerten matt von den Wänden, und die junge Dame, welche in einem zierlichen Korbstuhle halb versteckt hinter einem der gestickten Vorhänge saß, sah schattenartig bleich und unbeweglich aus. Lange Zeit saß sie in dem stillen, großen Raume, still vor sich hinsehend; der Lärm der belebten Straßen drang von außen herein, ohne sie zu stören. Ihre Hände ruhten in ihrem Schooße, ihr Kopf lehnte sich an das hohe Gitter des Stuhls, und ihr dunkles Haar schmiegte sich tief an ihre Schläfe. Es war ein feines, sanftes Gesicht mit dem vorherrschenden Ausdruck von Geduld und Nach-

denken in den milden Zügen. Ihre Augen wurden durch lange, schwarze Wimpern und hochgebogene Augenbrauen bedeutungsvoller gemacht, aber ihre kränkliche Farbe und dieser Mangel an belebtem Fleisch unterstützten jene Vorzüge nicht. Als sie endlich aufstand, um ein Arbeitskörbchen vom Tische zu holen, konnte Niemand bezweifeln, daß Herr Frohlieb die Wahrheit gesagt hatte. Ihr rechter Fuß war offenbar ein wenig zu kurz, und trotz der langen Kleider, welche die Mama als bestes Verheimlichungsmittel empfohlen, ließ sich deutlich genug bemerken, daß der schwankende, harte Gang dieser zarten Gestalt von keiner künstlichen Nachhülfe fortgeschafft werden konnte.

Eben als sie mit dem Körbchen zurückkehrte, trat der Kriegsrath herein. Der große, schöne Mann mit seinem ruhigen, allezeit würdigen Aeußeren suchte auch jetzt diese Würde zu behaupten, obwohl er sehr bewegt und angegriffen schien, und seine Stimme zitterte, als er zu sprechen begann. Er streckte der Tochter seine Hände entgegen und bestrebte sich, freundlich, gefaßt zu scheinen. „Guten Tag, mein liebes Kind,“ sagte er. „Wir haben uns heute noch nicht gesehen. Du bist doch wohl?“

„So wohl ich sein kann, lieber Vater,“ antwortete sie leise, während er ihre Stirn küßte und in ihre Augen blickend vor ihr stehen blieb.

„Mein Billet hast Du erhalten?“ fragte er.

„Ja, Vater!“

„Ich kam sehr spät nach Hause, Du warst schon zu Bett; ich wollte Dich nicht wecken und Deinen Schlaf verderben. Unglück kommt immer früh genug, Julie; es ist gut, so lange als möglich es von sich abzuhalten. So ließ ich Dich schlafen, und da ich heute früh gleich wieder fort mußte, machte ich Dich schriftlich mit dem schrecklichen Schlage bekannt, der wie aus heiterem Himmel mich getroffen hat.“

„Es ist ein trauriges Ereigniß,“ flüsterte sie.

„Mein einziger, mein bester Freund ist mir entrissen!“ sagte der Kriegsrath, erschüttert die Hände faltend. „Nie würde er mich verlassen haben, und wenn er mich überlebt hätte, was ich mit der größten Gewißheit hoffte und erwartete, dann Julie, o gewiß, gewiß! dann würde er Dir ein Vater gewesen sein. Ueber das Grab hinaus wäre er mein Freund geblieben. Nichts, nichts hätte mir seine Zuneigung rauben können.“

In großer Bewegung ging er durch das Zimmer und kehrte zu seiner Tochter zurück. — „Wir müssen uns fassen, müssen uns in das Unvermeidliche schicken,“ fuhr er fort, „was uns auch auferlegt wird, müssen wir tragen. Du siehst sehr blaß und traurig aus, mein Kind. Man muß den Kopf nicht verlieren. In keiner Lage des Lebens muß man den Kopf verlieren. Alles Leben liegt in Gottes

Hand, und dies ganze Dasein ist doch nur ein Augenblick, wäre es auch das längste Menschenleben. Es ist Alles eitel, und wenn es vorüber ist, ist es ein Traum. Wer frägt noch nach uns? Wer weiß nach wenigen Jahren noch von uns und unseren Thaten, unseren Leiden?"

„Wir selbst müssen, so viel wir können, sorgen, daß dieser Lebenstraum kein schrecklicher Traum wird," sagte Julie leise.

„Da hast Du Recht, mein Kind, da hast Du Recht!" rief Hartfeld. „Wir müssen dafür sorgen, angenehm bis an's Ende zu träumen." Er deckte seine Rechte auf seine Stirn und fuhr mit einem tiefen Athemzuge fort: „Darauf kommt doch Alles hinaus. Unsere Thränen, unsere Seufzer wecken den Todten nicht wieder auf; wir aber leben noch und müssen für uns sorgen. Ich habe gestern mit dem Finanzrath spät beisammen gesessen. Wir ordneten die Papiere des Verewigten, und da dieser mir sein ganzes Vertrauen schenkte, konnte ich seinem nächsten Verwandten und Erben manche Aufschlüsse geben. Leisegang hat ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, mehr noch, als ich selbst glaubte. Der Finanzrath ist dadurch ein sehr reicher Mann geworden."

Julie antwortete nicht darauf. Ihr Vater heftete seine Augen einige Minuten lang auf ihr Gesicht und fuhr

dann fort: „Hattest Du gestern Abend Gesellschaft? War Frohlieb hier?“

„Ja, Vater.“

„Wie lange war er hier?“

„Er wollte Dich erwarten.“

Der Kriegsrath ging nachdenklich, die Hände auf den Rücken gelegt, bis an eines der Gemälde, die an der nächsten Wand hingen, rückte an dessen Rahmen und kehrte dann zurück.

„Wilhelm Frohlieb ist ein junger Mann, der Achtung verdient,“ sagte er. „Er wollte also mit mir sprechen?“

„Ja, Vater, und“ — sie hielt einen Augenblick inne, eine Uhr im Nebenzimmer schlug zwölf — „er wollte heute Mittag wieder kommen.“

Es entstand eine neue Pause. „Ich kann mir wohl denken,“ begann der Kriegsrath dann, „was er mir mittheilen will, und wenn“ — dieses Wenn hatte einen bewegteren Klang, aber er brach damit ab, und ging nochmals bis in die Mitte des Zimmers, wo er umkehrte. „Julie,“ sagte er mit leiser Stimme, „sieh mich an, mein Kind!“

Trotz dieses Gebotes hob sie ihren Kopf nicht auf, selbst als er ihre Hand nahm, die sehr kalt war und leise zitterte. „Beruhige Dich,“ fuhr er fort, „wir müssen Alles wohl überlegen. Er hat Dir seine Erklärung gemacht. Nicht wahr?“

„Ja, Vater!“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich habe — ihn an Dich gewiesen.“

„Das habe ich erwartet,“ erwiederte der Kriegsrath. „Ich liebe Dich ja zärtlich. Gott weiß, was ich für Dich thun möchte. Aber wir müssen genau prüfen, was das Beste ist, auch muß ich Dir zunächst eine Mittheilung machen, die Dich überraschen wird.“

Er nahm einen Stuhl, setzte sich neben seine Tochter und legte deren Hand zwischen die seinen. „Was ich Dir mittheilen werde, liebe Julie,“ begann er darauf, „muß für jetzt unser Geheimniß bleiben. Höre mich an. Wilhelm Frohlieb wünscht Dich zu seiner Frau zu machen, es ist jedoch noch ein Mann da, der dieselbe Absicht hat. Vielleicht erräthst Du schon, wen ich meine, ich will Dir aber nichts verbergen. — Gestern Abend, als ich in die Wohnung meines verewigten Freundes gegangen war, um mit dem Finanzrath dort zusammen zu treffen, und Alles, was geschehen sollte, anzuordnen, fanden wir unter den Papieren des Geheimraths auf seinem Schreibtische auch den Entwurf zu einem Testament. Wahrscheinlich hat er diesen, von irgend einer Ahnung befallen, gestern erst aufgesetzt, doch da er wenige Stunden darauf plötzlich starb, hat er kein rechtsgültiges Document daraus machen können, sein Wille hat somit gesetzlich keinen Werth. Der Geheimrath

hatte Dich immer lieb gehabt, somit ist es nicht zum Verwundern, daß er in jenem Entwurf ein Legat von zehntausend Thalern für Dich bestimmt hatte. Daneben stand auf dem Rand geschrieben: Ich hoffe, daß ich mit diesen zehntausend Thalern Julien noch selbst ein Hochzeitsgeschenk mache; am liebsten freilich wäre es mir, wenn mein Neffe sie heirathete."

Er hielt inne und blickte seine Tochter forschend an, als er jedoch keine Bewegung an ihr bemerkte, denn sie sah vor sich nieder, und ihre Hand lag leblos in seinen Fingern, fuhr er in seiner Erzählung fort. „Leisegang las den Entwurf, ebenso die Anmerkung, und zu meiner Verwunderung vertraute er mir, daß einige Tage vorher sein Onkel, bei einer Unterredung, die er mit ihm gehabt, in derselben Weise seine Wünsche ausgesprochen und — mit einem Worte, Julie, er gab seine Absichten mir so deutlich zu erkennen, daß ich nicht daran zweifle, er wird sie Dir, sobald es der Anstand erlaubt, selbst erklären."

Hier hielt der Kriegsrath nochmals inne und sah seine Tochter wiederum durchdringend an, ohne eine Antwort zu erhalten. Es entstand ein ziemlich langes Schweigen, bis er endlich in weichem Tone sagte: „Mein liebes Kind! ich bin alt; dies unerwartete Ereigniß zeigt mir, was auch mich vielleicht bald treffen kann. Zu meinem Kummer kommen vermehrte Sorgen. Der Geheimrath war mein

Freund. Ich mochte thun, was ich wollte, es war ihm recht. Jetzt wird sich das Alles ändern, und wer weiß," fügte er leise flüsternd hinzu, „ob ich diesen Wechsel der Verhältnisse lange ertrage."

„Wer wird der Nachfolger des Geheimraths in seinem Amte sein?" fragte Julie.

„Ich hoffe, der Finanzrath wird es sein," antwortete der Kriegsrath, lebhafter ihre Hand drückend, „oder vielmehr er hofft es, denn er ist vollkommen eingearbeitet, ist dabei auch von dem Präsidenten sowohl, wie von dem Minister hochgeschätzt. Mir wäre es das Liebste, was geschehen könnte. Alles bliebe dann beim Alten; ich würde den Rest meiner irdischen Tage ruhig verleben können. Aber wir wollen davon nicht mehr reden, mein Kind, nur Dein eigenes Wohl laß uns bedenken."

Es vergingen einige Minuten, dann sagte sie leise: „Was soll ich thun, Vater?"

„Keinen Zwang gegen Dich ausüben, mein liebes Kind," versetzte er. „Daß Du glücklich werden mögest, das ist mein höchster Wunsch, alles Andere kümmert mich nicht. Für Dein Glück ist mir auch nichts zu schwer, Julie; ich will es auf jeden Fall gesichert sehen, ehe ich von Dir scheide. Zwei ehrenwerthe Männer bewerben sich um Dich. Wägen wir ihre Vorzüge ab, so läßt sich für Beide Vieles sagen; zunächst jedoch frage Dein Herz.

Leisegang hat sich bisher nicht so angelegentlich um Dich bemüht, er ist überhaupt kälter, ist äußerlich auch wohl nicht so einnehmend, wie Frohlieb. — Du bist verständig. Dein klarer, ruhiger Sinn wird Dich leiten, meinen Segen sollst Du in jedem Fall haben. Sage mir aufrichtig, Julie, ob Du Wilhelm so liebst, daß Du nur mit ihm glücklich werden könntest?"

Er bekam keine Antwort. Das Gesicht des jungen Mädchens neigte sich tiefer auf ihre Brust, als wollte sie es verbergen.

„Sieh, mein Kind," fuhr ihr Vater fort, „wenn dies der Fall ist, so sei aufrichtig, und ich will nichts dagegen einwenden. Ich will dann für Dich und für mich thun, was für uns das Beste ist. Bist Du überzeugt, Dein Lebensglück nur bei Wilhelm zu finden?"

„Nein, Vater, nein!" antwortete sie fast unhörbar.

„Dann, mein Kind," fuhr er fort, „können wir ganz vorurtheilsfrei prüfen und Deine Freier neben einander stellen. Sie sind Beide fast gleich alt, Beide wohl gebildet, Beide, jeder in seiner Art, ausgezeichnet durch Verstand, Kenntnisse und edles Streben. Der Eine ist ein thätiger Geschäftsmann, der mit der Zeit gewiß auch Vermögen erwirbt, der Andere dagegen ist ein geschätzter Beamter, welcher jedenfalls einmal eine hohe Stellung im Staate einnehmen wird. Dabei besitzt er nicht allein schon längst

ein beträchtliches Vermögen, sondern hat dies obenein soeben durch Erbschaft verdoppelt. Wilhelm Frohlieb's Eltern sind unsere entfernten Verwandten, sehr wackere, ehrliche Leute, auch mit einigem Vermögen versehen, das sie einfach, anständig ernährt. Reichthum aber ist das nicht, zudem ist ihr kleinbürgerliches Wesen nicht für den gegenwärtigen Zustand unserer Anforderungen an Bildung und gesellschaftlichen Umgang bemessen; und wir können uns diesen Forderungen doch nicht entziehen, mein Kind, wären wir auch noch so frei von Vorurtheilen. Aber ich will dennoch nur Dein Glück. Du bist mein einziges Kind. Wenn ich in die Zukunft blicke, wie in einen dunkeln Spiegel, forsche ich nur nach Deinem Bilde, und bitte Gott, Dich zu segnen. Ich selbst — ich — nein, mein Kind, um mich sorge nicht. Ich bin ein alter Baum, mag die Axt geschliffen werden, die mich fällen soll. Ich unterwerfe mich, denn meine Zeit ist um, meine Tage sind gezählt."

Er hielt inne und wandte das Gesicht, auf dem ein schönes, stilles Lächeln schwebte, dem Nebenzimmer zu, in welchem sich Schritte hören ließen. Einige Augenblicke darauf erhob er sich und streckte dem jungen Frohlieb seine Arme entgegen, der nach einem leisen Klopfen hereintrat. „Da ist ja unser lieber Freund!" rief er in herzlicher

Weise ihm entgegen. „Kommen Sie von Haus? von Ihren Eltern?"

„Nein, Herr Kriegsrath," antwortete Wilhelm, indem seine Blicke auf Julien hafteten, vor der er sich verbeugte. „Ich komme aus meinem Geschäft."

„Immer thätig," fuhr Hartfeld lächelnd fort. „Ich darf also nicht fragen, wie es dem Papa geht?"

„Er war bei mir, aber ich hatte so dringend geschäftliche Besuche zu machen, daß er mich nicht zu Hause antraf. Leider habe ich erfahren —"

„Daß ich einen großen, unersetzlichen Verlust erlitt!" rief Hartfeld, seine Hände drückend. „Ja, mein lieber Freund, ich bin auf's Tiefste erschüttert, gänzlich unfähig, jetzt an Anderes zu denken."

„Ich beklage es und wage keinen Trost," erwiederte Wilhelm, indem er nach Julien blickte, die still auf ihrem Platze saß, ohne seine Augen zu suchen. Ihr Anblick rief eine ungewisse Furcht in ihm hervor. Er näherte sich ihr, und sagte mit banger Stimme: „Sie sind doch nicht krank? Sie sehen so leidend aus."

„Julie weiß, was auch sie verloren hat," fiel Hartfeld ein. „Einen väterlichen Freund. Es war ein trefflicher Mann. Einer der Gerechten und Guten, die immer seltener werden. Alte Leute pflegen zu sagen, es werde immer schlechter in der Welt, aber man darf nicht darüber

spotten. Die alte Redlichkeit und Treue nimmt wirklich mehr und mehr ab, die alte Einfachheit und Ehrlichkeit verschwindet immer mehr. Ich klage nicht an, ich weiß, es muß so sein. Zeiten gehen und kommen, und bringen neue Menschen mit, neue Sitten, neue Anschauungen. Da stehen wir Alten nun, und Einer nach dem Andern scheidet. Immer kleiner wird unsere Zahl, immer fremder wird es um uns, immer bänger wird es in uns."

Wilhelm unterbrach seine Klagen nicht, als er jedoch endlich etwas erwiedern konnte, sagte er: „Was gerecht und gut ist, bester Herr Kriegsrath, erbt doch von Geschlecht zu Geschlecht fort, und geht nicht unter."

„Nennen Sie mich nicht so," fiel Hartfeld ein, „nennen Sie mich Vetter, wir sind ja Verwandte."

„Am liebsten möchte ich Sie Vater nennen," antwortete der junge Mann im Drange seiner vorbrechenden Empfindungen, „und möchte Ihnen sagen, daß Alles, was Welt und Leben auch verändert, nicht meine Ehrlichkeit und meine Treue umwandeln kann."

„Ich weiß es, daß dies Wahrheit ist," antwortete der Kriegsrath, „ich weiß, daß dies keine leeren Worte sind." Seine großen, hellen Augen leuchteten auf, und indem er seine Hand auf Wilhelm's Schulter legte, füllte sich sein würdiges Gesicht mit dem Ausdruck herzlicher Güte und

Theilnahme. „Einen solchen Sohn zu haben," sagte er, „ist ein beneidenswerthes Glück."

„So machen Sie mich zu Ihrem Sohne," fuhr Frohlieb bittend fort. „Es kann Ihnen nicht entgangen sein, wohin meine Wünsche streben. Julie hat mir Erlaubniß ertheilt, mit Ihnen zu sprechen."

„Auch das weiß ich," unterbrach ihn Hartfeld, „und glauben Sie mir, lieber Freund und Vetter, was mich betrifft, so weiß ich Keinen unter Allen, dem ich meine Tochter lieber anvertrauen möchte. Ich kenne Sie ja von früher Jugend auf, schätze Ihre strenge Redlichkeit, wie Ihren Fleiß und Ihren Ernst zu allem Guten. Ja, ich habe gestern selbst erst Ihren Eltern offen erklärt, wie werth Sie mir sind. So zweifeln Sie denn nicht daran, mir willkommen zu sein, nur hätte ich gewünscht, diese kummervollen Tage wären zunächst vorüber gegangen. Aber ich weise Sie nicht zurück, weise Sie an Julien; sie allein kann darüber entscheiden, ihr zunächst müssen Sie willkommen sein, lieber Freund."

Wilhelm's Gesicht füllte sich mit Freude und einem glücklichen Lächeln. Was er hörte, entsprach seinen Gefühlen. Vor ihm stand der verehrte Mann, dessen Anblick ihn mit kindlichem Vertrauen erfüllte, und dort saß die Geliebte dicht bei ihm. Er durfte nur seine Hand ausstrecken, und er that es mit leidenschaftlicher Hast, indem

er ihr zurief: „Hören Sie es, theuerste Julie. Ihr Vater weist mich an Sie zurück. O schlagen Sie ein! Ich bin nur ein schlichter Mann, aber an Liebe und Treue für Sie werde ich Keinem weichen.“

Julie hatte, während er sprach, sich aufgerichtet, und plötzlich hielt er erschrocken inne. Die Hand, welche er ihr geboten hatte, sank langsam nieder, denn sie nahm diese nicht an, und in ihrem blassen Gesichte sammelte sich ein unsäglicher Ausdruck von Schmerz, der die schmalen Lippen zittern machte, und den sie zu bewältigen suchte, als er sie verstört anblickte.

„Herr Frohlieb,“ begann sie leise, „ich bin in der That in peinlicher Lage. Ich achte Sie zu hoch, um nicht von Ihrem Antrage mich beglückt zu fühlen; dennoch bin ich nicht im Stande, mich zu entschließen. — Erlassen Sie mir das Weitere — glauben Sie mir, daß ich — daß ich — immer dankbar sein werde, und was ich vermag, für Ihr Glück —“

„Mein Gott! Was ist das?“ rief Wilhelm entsetzt. Er starrte in ihr Gesicht, als sei es ihm unmöglich zu glauben, daß das, was er eben gehört, aus ihrem Munde komme. „Was ist geschehen, Julie?“ fragte er dann. „Es ist unmöglich! Ich kann es nicht glauben! Gestern durfte ich hoffen — was Sie mir sagten, drang in mein

Herz — Alles zeigte mir an, daß Sie — Was ist geschehen, Julie? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Nichts ist geschehen," erwiederte sie mit vermehrter Fassung, „und nichts haben Sie mir gethan, lieber Cousin Frohlieb. Ich habe diese Nacht dazu angewandt, genau zu überlegen, ob es wohlgethan sei, wenn ich — Ihren Antrag annähme, und ich habe gefunden, daß ich es nicht thun darf."

„Sie dürfen nicht? Oh! Warum dürfen Sie nicht?" Er warf einen zweifelvollen, fragenden Blick auf den Kriegsrath, der ihn voll schmerzlicher Theilnahme erwiederte, und sagte dann nochmals: „Warum darf sie nicht?"

Julien's bleiche Wangen wurden von einer fliegenden Röthe übergossen. Nur wenige Worte flüsterte sie, ihre Augen senkend. „Ich bin kränklich. Sehen Sie mich an, schwächlich, wie ich bin, entstellt — es wäre Unrecht. Nein, ich verdiente Spott, wollte ich — ein junges, rasches Leben an mein unglückliches Dasein ketten."

„Julie! geliebte Julie!" rief er mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Ist das Ihre Sorge? Nie sollen Sie es bereuen. Mein Gott! was soll ich Ihnen sagen? Alles Glück meines Lebens hängt auf ewig fest an Ihrer Liebe."

„Nein, nein!" sagte sie ängstlich abwehrend und mit fliegendem Athem, „dringen Sie nicht mehr in mich. Ich bin — ich würde eine unpassende Frau für Sie sein,

unangemessen allen Verhältnissen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie uns schweigen. Nichts, nichts läßt sich daran ändern!"

„Nichts!" erwiederte er, „wirklich nichts?!" Und nach einem Augenblick fügte er hinzu: „Ich erfülle Ihren Befehl, Fräulein Hartfeld."

„Arme Kinder!" rief der Kriegsrath mit herzlicher Besorgniß in Blick und Ton, „so darf dieser Auftritt nicht enden. Laßt keinen Dorn in Euren Herzen aufwuchern. Julie muß wissen, was sie thut, Wilhelm, und wenn es uns auch tief betrübt, so können wir mit Recht doch nicht zürnen. Ich wollte, daß es anders wäre. Es thut mir in tiefster Seele leid, doch Männer müssen standhaft ausharren, müssen muthig das Rechte thun allezeit und gegen den bösen Feind streiten. Wer weiß denn, was uns gut ist! Standhaft, Wilhelm, und auf Gottes Hülfe vertraut. Wer da weiß, daß er Recht thut, verzagt nicht."

Mit sanfter Gewalt zog er Beide näher und in seine Arme.

„Warum haben Sie mir das gethan, Julie?" fragte Wilhelm traurig.

„Weil ich weiß, daß ich Recht thue," erwiederte sie sanft und fest.

„Dann behüte Sie Gott und mache Sie glücklich."

„Und Sie, mein lieber Freund, vergeben Sie mir," flüsterte sie.

„Wer Recht thut, bedarf der Vergebung nicht," antwortete er gelassen. „Haben Sie einst einen Freund nöthig, theure Julie, so sollen Sie niemals mich umsonst so nennen. Leben Sie wohl!"

„Halt, halt!" rief Hartfeld, „so geht es nicht. Sie müssen bei uns bleiben, ich habe Ihnen noch Mancherlei zu sagen." Während er ihm aber tröstend zulächelte und seine Hände herzlich drückte, öffnete sich die Thür hinter ihnen, durch welche der Finanzrath herein trat.

Leisegang war ganz schwarz gekleidet, trug um seinen Hut einen breiten Flor und schwarze Handschuhe. Das dicke, rothe Gesicht wurde durch diese dunkle Einfassung nicht verschönt; und auch die Betrübniß, welche er seinen Zügen aufzuprägen suchte, konnte diesen keinen anderen Charakter geben. Er begrüßte den Kriegsrath mit einem schweigsamen Handschütteln, nickte seinem Freunde zu und verneigte sich vor dem Fräulein, an welches er sich zunächst wandte.

„Auch Sie bleiben von meinem Leid nicht unberührt, Fräulein Hartfeld," sagte er, „denn mein armer Onkel war Ihnen ein Freund, wie es wenige giebt."

„Das war er, Herr Finanzrath," erwiederte Julie.

„Ich komme so eben aus dem Trauerhause," fuhr

Leisegang fort, „um Ihnen zu danken, bester Kriegsrath. Sie haben in Ihrer praktischen Weise alle Anordnungen rasch und auf's Beste getroffen."

„Wollte Gott," sagte Hartfeld seufzend, „ich könnte für den lieben Seligen, ja für ihn, den ich niemals vergessen kann, Wunder thun, um diesen theuren Freund wieder aufzuwecken!"

„Er wird mit uns fortleben und unter uns sein," entgegnete der Finanzrath. „Einer seiner letzten Gedanken waren Sie, Fräulein Julie. Ich weiß nicht, ob Ihr verehrter Vater" — er sah den Kriegsrath an, der seine Augen bedeckte und kein Zeichen der Theilnahme gab. „Sie, bestes Fräulein," fuhr Leisegang fort, „denn er hatte kurz vorher, wie von einer Ahnung getrieben, sein Testament aufgesetzt, und auch für Sie darin Bestimmungen getroffen."

„Ein Entwurf, mein Kind," sagte Hartfeld.

„Ob eine Formalität erfüllt wurde oder unterblieb," versetzte der Finanzrath, „ist gleichgültig. Es war meines Onkels Wille, und dieser wird mir heilig sein. Alles, was er wünschte und wollte, soll erfüllt werden. Brechen wir jetzt davon ab, bis wir gefaßter sind."

Er wandte das Gespräch auf die verschiedenen bedeutenden Sammlungen werthvoller Bücher, Herbarien und Gemälde, welche sein Onkel ihm hinterlassen, und

sagte dann: „Es waren seine Liebhabereien, die ich nicht theile, aber, was er zusammengebracht, doch nicht verschleudern will. Die vielen großen Schränke sind voll gepackt mit allerlei Köstlichkeiten, welche bessere Leute benutzen können, wie ich bin. Mein Freund Wilhelm wird mir mit seiner gelehrten Bücherkenntniß beistehen, um, was selten und theuer ist, auszulesen. Ich denke es dann der großen Bibliothek anzubieten. Die Herbarien kauft der Staat, mein Onkel stand früher schon deswegen mit ihm in Unterhandlungen, und bei den Gemälden rechne ich auf Sie, lieber Kriegsrath. Sie kennen alle diese Schätze, wissen, was sie gekostet haben, und was sie werth sind. Sie sind selbst ein Liebhaber und Kenner, besitzen vortreffliche Meisterwerke, welche viel kosten.“ Er ließ seine Blicke über die Wände schweifen und fügte lächelnd hinzu: „Mein Onkel war in dieser Beziehung, wie ich glaube, doch noch etwas sparsamer als Sie. Ich erinnere mich eben, daß er vor einiger Zeit Sie einen Verschwender nannte, weil Sie ein Bild gekauft hatten, das er gar zu gern gehabt hätte, das ihm aber zu theuer war.“

„Es war der Gudin dort,“ antwortete Hartfeld, indem er auf ein Bild im Nebenzimmer deutete. „Ich kaufte ihn, meinen hochverehrten Freund an seinem nächsten Geburtstage damit zu erfreuen.“

„Sie trefflicher Mann!“ sagte der Finanzrath.

„Schade, daß er das nicht mehr erlebte! Manch schönes Andenken hat seine Sammlung vermehrt, jetzt müssen Sie sich darunter etwas aussuchen. Eine kleine Anzahl will ich selbst behalten, alles Uebrige aber anderen Kunstfreunden überlassen."

„Es ist kläglich," seufzte Hartfeld, indem er einen trüben, langen Blick über seine Gemälde ausschickte, „daß das, was ein Menschenleben mühsam erwarb und mit Liebe hegte, gewöhnlich wieder so schnell nach seinem Ende zerstreut und zersplittert wird."

„Das ist der Lauf der Dinge," entgegnete Leisegang. „Erwerben wir nur für unser Leben, was uns lieb und theuer ist, und unsere Wünsche erfüllt, so mögen nach unserem Tode Andere sich daran freuen. Nichts ist ewig, Alles hat seine Zeit."

„Was willst Du mit der großen Wohnung machen?" fragte Wilhelm.

„Diese denke ich selbst zu benutzen," sagte der Finanzrath. „Meine eigene Wohnung wird mir doch bald zu eng sein. Das Haus meines Onkels, das jetzt leider mir gehört, ist sehr bequem, auch liegt es in der besten Gegend und hat einen Garten. Ist das nicht sehr angenehm, Fräulein Julie?"

„Sehr angenehm," erwiederte sie.

„Julie ist manches Mal froh darin gewesen," fiel ihr Vater ein.

„Und wir werden wieder froh dort sein," fuhr Leisegang fort. „Doch jetzt muß ich Sie verlassen, da ich dem Präsidenten einen Besuch machen muß."

„Ja, das ist nöthig," sagte Hartfeld. „Er wird sehr betrübt sein, allein die Geschäfte müssen ihren Gang haben. Es muß eine Stellvertretung angeordnet werden."

„Allerdings! Das muß sogleich geschehen."

„Speisen Sie doch heute bei uns, und nehmen Sie vorlieb, bester Herr Finanzrath. Wir dürfen Sie in dieser Traurigkeit nicht allein lassen."

Der Finanzrath weigerte sich nicht. „In einer Stunde spätestens bin ich wieder hier," sagte er, und in dem vertraulichen Tone, mit welchem er überhaupt gesprochen, fügte er hinzu: „Wenn Fräulein Julie nicht lieber allein zu sein wünscht."

„Sie sind uns immer willkommen," erwiederte sie, sich verbeugend, und als er ihre Hand dafür küßte, flog das verrätherische Roth wieder über ihr Gesicht. Es war dabei aber, als wankten ihre Füße, und ihre langen, schwarzen Wimpern bildeten einen Schattenkreis um die gesenkten Augen.

Der Kriegsrath nöthigte nun den jungen Frohlieb ebenfalls, sein Gast zu sein, und ließ sich durch wieder=

holte Einwendungen nicht abschrecken. Er bat in herzlicher Weise, sagte eine Menge Worte zu Wilhelm's Lob, und gab erst nach, als dieser ganz bestimmt erklärte, daß es ihm unmöglich sei, länger zu bleiben. Dagegen mußte er versprechen, wenn nicht heute, so doch gewiß morgen wieder zu kommen, und Hartfeld trug ihm Grüße an seine vortrefflichen Eltern auf und begleitete die Scheidenden dann bis in den Corridor, wo er ihm zuflüsterte, „daß er noch Vieles auf seinem Herzen habe.“

Fünftes Capitel.

Arm in Arm ging der Finanzrath mit seinem Freunde die Straße hinab und erzählte diesem ausführlicher den Trauerfall, der ihn überrascht hatte. „Du kanntest meinen Onkel ja gut genug," sagte er, „er hat glücklich gelebt und ist selig gestorben. Am Abend vor seinem Tode war er noch auf einem Austernschmaus, kam überaus vergnügt davon zurück, schlief vortrefflich, stand in bester Laune auf und frühstückte dann in meiner Gesellschaft. Er trank eine ganze Flasche Moselwein, den er besonders liebte und ganz ausgezeichnet in seinem Keller hatte, welcher, beiläufig gesagt, nun ebenfalls mein Eigenthum geworden ist. Dabei bewirthete er mich, nach seiner Gewohnheit, mit einer unerschöpflichen Gallerie lateinischer Citate aus allen möglichen Schriftstellern und Poeten. Als er mich entließ, gab er mir einen kleinen Schlag auf den Leib, sah mich neckend an, und sagte: Du mußt heirathen, sobald als

möglich, denn Du wirst zu dick. Wir hatten eben ein solches Thema abgehandelt, daher kam er darauf zurück. Heirathen ist das beste Mittel, mager zu werden. Da ärgert man sich, da schläft man nicht. Quid fieri non posse putas, si jungitur ulla Ursidio? Wenn ich jemals dick geworden wäre, hätte ich auf der Stelle geheirathet. Also komm morgen, Ferdinand, und iß mit mir, da wollen wir es nochmals überlegen. Intermissa, Venus, diu rursus bella moves? Heute esse ich beim Präsidenten, aber ich äße lieber bei Hartfeld, bei meinem vortrefflichen Rendanten; man ißt nirgends so gut. Multa sunt autem, quae opportet accipere, nec debere, wie der kluge, alte Seneca sagt, der die Welt kannte. Wir wollen beide bei Hartfeld essen, ich werde es ihm sagen lassen. So ging ich, und er arbeitete, wie er es immer that, bis drei Uhr, dann ließ er sich ankleiden, scherzte und lachte mit seinem alten Friedrich, und wie er zur Thür hinausgehen wollte, faßte er ihn an die Nase und sagte: Auf Wiedersehen, alter Bursche; lehnte sich an ihn, lachte noch einmal und war todt."

„Hartfeld thut mir leid," fuhr er fort, als Wilhelm schwieg. „Ich hätte ihm bei seiner Ruhe und Würde nicht so viel Weichheit zugetraut. Gestern Abend aber an der Leiche war er so zerbrochen, daß ich fürchtete, wir würden zwei zu begraben haben."

„Er hat Deinem Onkel treu angehangen,“ sagte Frohlieb.

„Das hat er, und merkwürdiger Weise hing mein Onkel eben so zärtlich an ihm. Nicht allein darum, weil er Hartfeld's Suppe für die beste im ganzen Lande erklärte, oder weil sie beide Bildernarren waren, das erregte sogar einige Eifersucht zwischen ihnen; es war ein gewisses sympathetisches Empfinden in ihnen, das sich durch die kleine Julie noch besser vermittelte, denn diese war sonderbarer Weise meines Onkels Liebling, und trotz dessen, daß sie doch wirklich keine Schönheit ist, fand er sie überaus reizend.“

„Schönheit ist ein Begriff ohne Erklärung,“ sagte Wilhelm.

„Das heißt, sie läßt sich eben nur empfinden,“ versetzte Leisegang, „und Du hast Recht; dies Gefühl empfand er dermaßen, daß er ihr zehntausend Thaler aussetzte, was viel sagen will. Mein Onkel gab für sich allerdings gern Geld aus, obwohl auch dies seine Grenzen hatte, im Uebrigen aber war er gegen keinen Andern besonders freigebig. Wie ich bei Hartfeld schon sagte, als dieser das Bild von Gudin gekauft hatte, das ihm zu theuer war, schimpfte er gewaltig, daß ein lumpiger Kriegsrath solche heillose Verschwendung treiben könnte.“

„Hartfeld hatte es ja für Deinen Onkel bestimmt.“

„Wenn es wahr ist; wir wollen es nicht weiter untersuchen. Dergleichen Kunstfreunde verrathen lieber Vater und Mutter, ehe sie sich von einem ihrer Schätze trennen. Hartfeld's Sammlung soll enormes Geld kosten, mein Onkel hat ihm nachgerechnet, daß wenigstens dreißigtausend Thaler darin stecken. Wer auf sein Steckenpferd so viel verwenden kann, muß einen gehörigen Geldbeutel haben. Was meinst Du wohl, wie es damit steht? Ihr seid ja verwandt."

„Ich habe mich nie um sein Geld gekümmert," sagte Frohlieb.

„Du hattest andere Berechnungen anzustellen, und die nöthige Einsicht, um zu wissen, was eine hübsche Wittwe werth ist. Versteh' doch Scherz," fuhr er fort, als er seines Freundes Gesicht ernster werden sah. „Ich glaube es gern, daß Dich Hartfeld's Vermögensverhältnisse nicht interessiren, mich aber interessiren sie, obwohl ich im Grunde mich auch dabei beruhigen kann."

„Wobei?"

„Wobei! Nun, eigentlich bei der Gewißheit, daß Hartfeld nur eine Tochter hat, und daß diese Tochter alle diese Bilder und was sonst vorhanden ist, einmal erben wird."

Ein rascher, einbohrender Blick antwortete dem Finanzrath, der unbekümmert fortfuhr: „Es leuchtet Dir

wohl ein, was ich damit meine? Wenn ich Dir vorher erzählte, mein Onkel habe mich zum Heirathen ermuntert, so konntest Du beinahe denken, wen er mir aussuchte und vorschlug. Welche verlockende Ueberredungskünste er anwandte, erkennst Du daran, daß er mir die Pflicht auferlegen wollte, im Weigerungsfalle zehntausend Thaler Abstandsgeld zu zahlen."

„Das werde ich aber nicht thun," lachte er. „Mein Onkel war ein scharfblickender Mann. Ich werde, wie Du auch schon gehört hast, alle seine Wünsche erfüllen. Julie ist nicht hübsch, doch sehr verständig und was man gebildet nennt. Hat sie Fehler, besitzt sie noch mehr Vorzüge. Was sagst Du dazu?"

„Daß Du Deiner Sache sehr gewiß bist."

„Warum sollte ich meiner Sache nicht gewiß sein? Meinst Du, ich könnte mir einen Korb holen? Mein lieber Freund, wer sich den holt, verdient ihn auch. Wer Narr genug ist, sich anzubieten, ehe er nicht vollkommen überzeugt ist, freudig erwartet zu werden, dem widerfährt, was ihm gebührt."

„So wünsche ich Dir Glück! Doch hier muß ich Dich verlassen."

„Und ich erwiedere Deinen Glückwunsch," sagte der Finanzrath still stehend. „Was ich von Deinem Vater

gestern hörte, läßt mich glauben, daß Du am Ziele Deiner Wünsche bist.“

„Noch nicht.“

„Um so besser, warte noch einige Zeit. Ich habe im Scherze Deinem Vater gesagt, wir wollten beide an einem Tage unsere Hochzeit feiern; es kann aber Ernst daraus werden. Gehst Du jetzt nach Hause.“

„Ja.“

„Dann schweige natürlich auch von meiner Mittheilung.“

„Gewiß!“ erwiederte Frohlieb, der sich entfernen wollte.

„Halt! noch Eines. Wenn das Begräbniß vorüber ist, so thue mir den Gefallen und unterstütze mich bei dem Bücherverkauf. Ich will Dir Alles übergeben; je eher die Wohnung frei wird von dem Trödel und Plunder, um so lieber ist es mir. Ich muß sie doch in Stand setzen lassen, ehe ich heirathe.“

„Gut, gut!“

„Und wenn Du morgen zu Hartfeld kommst,“ fuhr er fort, ihn am Arme fest haltend, „und es findet sich eine passende Gelegenheit, um über das Testament und das Legat zu sprechen, so sage Deine Meinung. Du weißt ja nun, wie die Sache steht. Es ist allerdings nur ein Entwurf, kein Testament, denn nach unserer weisen Gesetz-

gebung muß dies gerichtlich niedergelegt sein, um Gültigkeit zu haben; allein ein Mann von Ehre wird sich davon nicht abhalten lassen, und bei diesen eigenthümlichen Verhältnissen — Du weißt ja, was man für einen Freund sagen kann, wenn man ihm helfen will. Ich helfe Dir ebenfalls, Wilhelm, wenn die hübsche Wittwe etwa — manus manum lavat!"

Frohlieb hörte nicht mehr, er machte sich frei und suchte alle Qual, die in ihm war, mit einem gewaltsamen Lachen zu bedecken. Es war ihm unmöglich, sogleich bei seinen Eltern einzutreten. Er ging daher an dem Hause vorüber, bog durch mehrere Straßen und stand plötzlich vor Madame Petermann, die ihm entgegen kam, und vor der er verwirrt und erschrocken wie der blödeste Schäfer sich verbeugte.

Die schöne Wittwe bemerkte dies eben so wohl, wie die scheue Unruhe in seinen Augen und seine verlegenen Antworten, welche ihr Vergnügen machten. Sie war eitel und herrschsüchtig und sah darin das Bekenntniß der Gewalt, welche sie über ihren Anbeter ausübte. Wie stolze und starke Männer bei geheimer Neigung eines Mädchens durch ihre Nähe und ihren Blick jenes ängstliche Bangen und Erröthen bewirken, das ihnen als Beweis ihres nahen Sieges gilt, so fühlte auch diese junge Frau, daß sie große Macht besitze. In ihren schönen, theuern Pelz gehüllt,

fein und zierlich nach der neuesten Mode gekleidet, und im Bewußtsein aller ihrer Vorzüge, war es ihr doch angenehm, zu sehen, daß dieser junge Mann, der von Vielen gelobt und gerühmt wurde, demüthig und zaghaft um ihre Huld und ihre Hand diente. Sie war entschlossen, ihm diese nicht zu versagen, und fühlte selbst eine gewisse Zuneigung für den bescheidenen, gefälligen, verständigen und dabei wohlgebildeten Verehrer, aber sie rechnete auch auf seine Dankbarkeit, und diese eben entdeckte sie in seiner Demuth.

„Aber Herr Frohlieb," sagte sie, huldvoll lächelnd, „ich glaube wirklich, Sie wären an mir vorüber gegangen, ohne mich zu bemerken, wenn ich es gelitten hätte."

„Gewiß nicht. O, nein! Das wäre unmöglich," erwiederte er. „Ich blieb soeben stehen."

„Sie erinnerten sich also doch noch, daß ich hier wohne?"

Frohlieb blickte auf. Er war wirklich dicht bei der Wohnung der hübschen Wittwe. „Wie könnte ich das vergessen!" sagte er, erfreut, einen Ausweg gefunden zu haben.

„Aber Sie sind doch vorüber gegangen," fuhr sie lachend fort.

„Allerdings — ich wagte es nicht. Es ist schon sehr spät und — ich mußte fürchten —"

Er sah allerliebst aus, denn seine Verlegenheit trieb

ihm kleine krause Wolken auf die Stirn, und seine Augen hatten etwas rührend Bittendes und Unterwürfiges.

„Sie hätten mich allerdings nicht gefunden,“ sagte sie überaus gütig, „und dies würde mir sehr leid gethan haben. Jetzt wollte ich zwar noch einen Besuch in der Nähe machen, allein ich werde es aufschieben, und bitte Sie, bei mir einzutreten.“

„Nein, nein!“ rief Wilhelm flehend, „ich darf es nicht zugeben. Um meinetwegen sollen Sie niemals Ihren Willen ändern.“

„Wirklich niemals?“ fragte sie, und mit einem raschen Gedankenschlage kam sie zu dem Entschluß, ihm zu beweisen, daß sie dazu auch möglichst wenig Lust habe. „Warum sind Sie denn gestern Abend nicht noch gekommen?“ fuhr sie fort. „Ich hatte es eigentlich beinahe erwartet, nachdem ich vorgestern vergebens auf Ihren Besuch gehofft; obwohl Sie mir versprochen hatten, mir bei meinen Rechnungen zu helfen. Hatten Sie es vergessen?“

„Vergessen!“ rief er erschrocken und so unterthänig, daß sie, Vergebung lächelnd, auf ihn hinsah. „Sie werden das nicht von mir glauben, aber“ — er stockte — „es war mir wirklich ganz unmöglich, und gestern —“

„Nun, gestern?“

„Als ich zu meinen Eltern kam, und hörte, daß ich

so unglücklich gewesen, zu spät zu kommen, wollte ich sogleich eilen, allein, indem ich dies thun wollte —"

„Kam der Herr Finanzrath Leisegang und nahm Sie in Beschlag."

„Ja, in der That," sagte er, freudig aufathmend über ihren Beistand. „Sie wissen also schon —"

„Daß der Herr Finanzrath größere Rechte und Ansprüche auf Ihre Gesellschaft zu machen hat, als ich," antwortete sie. „O, ich bitte, entschuldigen Sie sich nicht weiter."

„Er hat auf meine Gesellschaft sehr wenig Ansprüche zu machen, denn wir haben uns niemals allzu häufig gesehen," fuhr Wilhelm überzeugend ruhig fort, „allein gestern — sein Onkel ist plötzlich gestorben."

Diese Nachricht versöhnte Madame Petermann. „Wenn das der Fall ist, ja, dann konnte es allerdings nicht anders sein," sagte sie. „Also der Geheimrath ist todt. Ich gönne es eigentlich diesem Herrn Finanzrath nicht, denn er wird gewiß sehr viel erben."

„Viel Geld, ohne Zweifel. Aber kann man damit Liebe erkaufen?"

Die Art, wie er sie bei diesen Worten anblickte, brachte widersprechende Empfindungen bei Madame Petermann hervor. „Erkaufen muß man Liebe nicht, das wäre abscheulich," antwortete sie, „allein Geld ist nothwendig,

und wer es besitzt, wird damit immer im Stande sein, den Gegenstand, den er sich auserwählt, noch mehr zu beglücken."

„Sie haben Recht," sagte er lebhaft. „Geld ist eine Alles bezwingende Macht."

„Aber man muß auch dankbar sein."

„Dankbar bis an's Ende."

Die schöne Wittwe nickte ihm vertraulich zu. „Nun, wir wollen sehen," sagte sie lächelnd, „doch Strafe muß sein. Da Sie mich vergebens warten ließen, sollen Sie ebenfalls warten. Ich werde meinen Besuch machen und bin heute Abend bei einer Freundin versagt. Morgen aber bin ich zu Hause, und wenn Herr Frohlieb nicht wieder von unüberwindlichen Abhaltungen befallen wird, wollen wir alle Rechnungen in Ordnung bringen."

So verließ sie ihn mit vielsagenden Blicken. Demüthig nahm er Abschied, als sie in ein nahes Haus trat, und floh dann, gejagt von der Furcht, daß sie ihn zurückrufen könnte, um die nächste Biegung der Straße. Auch hielt er in seinem eiligen Laufe nicht eher ein, bis er die Wohnung seiner Eltern erreicht hatte.

Herr Daniel Frohlieb stand dort in der Mitte seiner Stube. Er hatte einen blauen Frack mit blanken Knöpfen angezogen, dessen spitze Schöße weit über seine Kniekehlen reichten. Ein schwarzes Sammetkäppchen bedeckte sein

Haupt, die linke Hand hielt er in der Hosentasche, in der Rechten dampfte das Cigarrenpfeifchen. So stand der würdige Rentier mit gespreizten Beinen, tiefsinnigen Betrachtungen nachhängend, und drehte sich langsam, dann lebhafter um, als er das Geräusch vernahm und darauf seinen Sohn bemerkte. „Na, da bist Du ja, mein Junge," rief er ihm entgegen. „Sapperment! ich bin zweimal bei Dir gewesen im Geschäft, nicht zu Hause; bin beim Vetter Hartfeld gewesen, auch nicht zu Hause, und das Fräulein Tochter krank. Was ist denn also los mit Deinen Grundsätzen, daß wir warten können, bis wir schwarz werden, vor unterdrückter Neugier? Wie? Oder weißt Du nichts?"

„Ich weiß Alles," sagte Wilhelm.

„Alles ist nichts, gar nichts, denn Alles kann Keiner wissen, also weiß er nichts. Was weißt Du also? Weißt Du, daß der Geheimrath todt ist?"

„Ja, Vater. Wo ist meine Mutter?"

„Na, wo soll sie sein! In der Küche, wo eine Frau um diese Zeit sein muß, wenn die Magen schief hängen. Aber dieses ist mein stilles Bedenken, Wilhelm. Es sage mir Keiner: Ach! was Gründe! Komme mir nicht mit Gründen, wie es Deine Mutter thut. Denn Frauen halten nun einmal nicht viel von Gründen, weil sie immer nach ihren Einfällen handeln, und Deine Mutter hat sich diesen Einfall in den Kopf kommen lassen, der, wenn ich

ihn nicht geradezu einfältig nennen will, denn das wäre grob, doch jedenfalls in seinen Ursachen falsch berechnet wurde. Also, was kann es mir helfen, wenn ich eine Frau habe, und es ist Mittag, und ich sage: was hast Du gekocht, Frau? und sie antwortet mir: Ich weiß es wirklich nicht, wir wollen uns einmal bei der Köchin erkundigen. Aber, liebster Daniel, ich habe unterdessen Französisch und Englisch gelesen, und will Dir eine ganze Oper auswendig vorspielen. Oder, wenn ich nun sage: Frau, heute wollen wir einen frischen Spaziergang machen, und sie erwiedert: Dieses geht leider nicht, wenn Du spazieren gehen willst, mußt Du allein gehen."

„Alle Wetter, Willem!" fuhr Herr Frohlieb heftig fort, nachdem er sein schwarzes Käppchen umgedreht und seinen Sohn betrachtet hatte, der still in der Sophaecke saß. „Immer und ewig allein gehen, ohne seine Frau an den Arm zu nehmen, und so recht lustig unter die blühenden Bäume springen, und wenn die Nachtigallen singen, mit ihr eine Landpartie machen. Dieses könnte mir nicht sehr gefallen, und dann schwächlich und krank im Bette liegen, von wegen aufgeregter Nerven, wie sie es jetzt nennen. Oh! Siehst Du wohl, Wilhelm, dergleichen waren meine Gedanken, als ich hier stand, wie Du eintratest, und ich frage nun, ob das nicht Gründe sind? Und ich frage nun, welche Ursachen man zu betrachten hat, und sehe durchaus

nicht ein, weshalb man nicht bei seinen Grundsätzen noch immer stehen bleiben kann? Ehe ich kaufe, probe ich, vergleiche die verschiedenen Sorten reiflich, und treffe dann meine Wahl. Es kommt viel auf's Deckblatt an, Wilhelm. Ich sage Dir, mein Junge, das Deckblatt ist die Hauptsache, wenn Deine Mutter auch sagt, auf die Einlage muß der Mensch sehen. Ein sauberes, feines Deckblatt deckt alle anderen Fehler zu, und wenn die Einlage auch nicht ganz so ist, wie sie sein sollte, so ist der Artikel doch angenehm, und eine Freude für's Auge."

Wilhelm hatte die Hand über seine eigenen Augen gelegt, sein Vater hörte ihn vernehmlich seufzen.

„Na, es ist ja noch nicht so weit, mein Junge," sagte er tröstend. „Es ist ja noch immer Zeit zum Probiren, und darum noch nicht verzagt, nur nicht lange gemacht, sondern nach Grundsätzen fest gestanden, wie ein Mann." — Hier richtete sich Herr Frohlieb energisch auf, trat dann näher und legte seine Hand auf seines Sohnes Kopf. „Ich sage Dir, Willem," begann er etwas leiser, „höre Du auf Deinen Vater, der immer nach Gründen handelte, also auch seine gesunde Leber besaß, die ihn froh durch's Leben begleitete. Einundsiebenzig Jahre zu Ostern!" schrie er, stolz auf seine Brust schlagend, „und was für'n Kerl noch! Alles von wegen richtiger Grundsätze. Und darauf kannst Du Dich verlassen, mein Junge, ich habe immer

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nach dem Deckblatt gesehen. Wenn's bei Deiner Mutter nicht appetitlich gewesen wäre, ich hätte sie nicht auf's Lager genommen, wäre die Einlage auch vom feinsten Havannah gewesen."

Hier wurde Herr Frohlieb unterbrochen, denn die Stimme seiner Gattin schallte schreckend in seine Ohren. Die kleine Frau war sachte herein gekommen, und ihr Gesicht war vom Feuer geröthet, in der Hand hielt sie einen Löffel. Ihr Leib war mit der häuslichen, weißen Schürze bedeckt, ihre Haube ein wenig verschoben. So stand sie mit eingestemmten Armen und trotzigem Gesicht. „Das ist ja eine allerliebste Unterhaltung zwischen Vater und Sohn!" rief sie. „Was hast Du wieder angebracht, Daniel? Mich hättest Du nicht genommen, erzählst Du ihm?"

Herr Frohlieb machte in seiner Verlegenheit eine zärtliche Bogenschwenkung und eilte der kleinen Frau damit entgegen. „Ob ich Dich genommen hätte!" schrie er, „das versteht sich. Es war ein edles Gewächs, wohlgepflanzt und reif, und so angemessen nach meinen Grundsätzen —"

„Ach, dummes Zeug!" unterbrach sie ihn, ihren Löffel schwenkend, „höre endlich damit auf. Laß den Wilhelm gehen, wohin ihn sein Herz zieht, er wird sich von Dir doch nicht bekehren lassen."

„Ein Vater, Mamachen, hat jedoch die Pflicht, seinen Sohn zu ermahnen, allemal mercantilisch zu bedenken, was er für Geschäfte abschließt.“

„Kehre Dich nicht an solche Redensarten, Wilhelm,“ fiel die kleine Frau ein. „Es ist ja die größte Ehre für uns. Ein hoch angesehener Mann, und dabei Alles da, um glücklich zu sein. Obenein unser leiblicher Vetter und das einzige Kind —“

„Aber das Deckblatt!“ schrie Herr Frohlieb dazwischen. „Was kann das Alles helfen, wenn das Deckblatt defect ist!“

„Mein Gott! dieser Vater, danach sieht er!“ antwortete die kleine Frau, ihre Hände ausstreckend; „damit ängstigt er seinen eigenen, einzigen Sohn. Kehre Dich nicht daran, Wilhelm. Ein Herz, das liebt, sieht auf das Innere, dadurch wird Alles schön.“

„Es ist gut,“ sagte Herr Frohlieb, „sehr gut, Mama. Nehmen wir diese Gründe wirklich an, so können wir doch nicht in Abrede stellen, daß auch Thereschen ihre innerlichen Vorzüge hat, denn sie ist sparsam und häuslich, angenehm und lieblich.“

„Das ist nicht wahr!“ unterbrach ihn die kleine Frau. „Geld hat sie, weiter nichts, als Geld, aber was Bildung anbelangt — und Bildung ist doch die Hauptsache für einen Mann, wie Wilhelm ist.“

„Dieses möchte ich bezweifeln, Mama,“ versetzte Herr Frohlieb.

„Kehre Dich nicht an ihn, Wilhelm!“ schrie die kleine Frau, indem sie ihre Hand auf ihres Sohnes Schulter legte. „Geld macht nicht glücklich, und Du hast nicht nöthig, darauf zu lauern. Wenn's auf Geld ankommt, hat Julie am Ende noch mehr, als diese ausgeputzte Madame. Was sind ihre fünfzigtausend Thaler gegen Vetter Hartfeld!“

„Aber es ist mercantilisch richtig,“ sagte Herr Frohlieb von der andern Seite, indem er ebenfalls auf seines Sohnes Schulter klopfte, der geduldig still hielt — „ich sage, es ist sogar in der Bibel mercantilisch anerkannt, daß ein Sperling in der Hand besser ist, denn die Taube auf dem Dache.“

„Es ist auch ein Sperling,“ schrie die Mama gereizt, „gerade so kommt sie mir vor, so eitel, so eingebildet, so habgierig. Julie dagegen ist wie ein Täubchen, so sanft, so zart, so liebevoll. Bleib' Du bei Julien, mein Sohn, denn sie liebt Dich, und der Vetter verehrt Dich, und es ist eine Ehre für uns Alle. Dein Vater, was er auch reden mag, wird sich endlich am allermeisten freuen, wenn die Hochzeit da ist.“

„Hochzeit, mit wem?“ fragte Wilhelm leise.

„Mit wem? Mit Julien.“

„Niemals!“ sagte er, vor sich hinsehend.

„Es ist ja nur aufgeschoben. Der Vetter will es ja, er weiß es ja.“

„Aber sie will mich nicht, Julie nicht,“ erwiederte er, indem er aufstand und mit äußerster Fassung in Geberden und Worten die Hände seiner Eltern ergriff. „Meine Hoffnungen haben ihr Ende gefunden,“ sagte er, „Julie hat mir vor einer Stunde erklärt, daß sie nicht meine Frau werden könne. Ihr Vater hatte mich an sie gewiesen, die Sache ist also aus — völlig aus, Mutter — ich bitte Euch, laßt uns wenigstens in der nächsten Zeit darüber schweigen. Ihr könnt wohl denken, daß Zeit nöthig ist, um die wunde Stelle in meinem Herzen zu heilen. Wunden müssen nicht berührt werden.“

Der Ton, in welchem er dies sagte, war so stolz und männlich, daß er seine Wirkung nicht verfehlte. Der Unglaube der kleinen Frau brach sich daran, sie sah wohl, daß es Ernst war, und ihr gutmüthiges Gesicht drückte den Schmerz aus, den sie über den Kummer ihres Sohnes noch mehr, als über die plötzliche Vernichtung ihrer eigenen Hoffnungen und Entwürfe empfand. Anders war es dagegen mit Herrn Frohlieb, der zwar auch vor Ueberraschung den Mund weit aufmachte, im nächsten Augenblicke jedoch einen lebhaften Triumph nicht unterdrücken konnte. „Das hat sie gesagt?“ schrie er. „Sie kann

Deine Frau nicht werden? Aus welchen Gründen ist ihr dieses Bewußtsein gekommen?"

„Weil sie, gebrechlich und schwächlich, wie sie ist, nicht glaubt, mich glücklich zu machen, nicht will, daß ich, wie sie sagt, mich an ihr Elend fessele."

„Siehst Du wohl, Wilhelm," rief Herr Frohlieb, schwankend zwischen Freude und Theilnahme, „dieses sind dieselben Grundsätze, welche ich Dir vorlegte."

„Mich an ihr Elend fesseln!" fuhr der junge Mann, mit seinen Gefühlen kämpfend, fort. „Ich habe nie bemerkt, daß ihr ein Gebrechen anklebt. Niemals würde ich eine Last empfunden haben."

Die kleine Frau legte ihren Arm um ihn, und während sie ihn küßte und drückte, liefen große Thränen über ihre Backen. Das Mutterherz empfand das Weh, das auf seinen Lippen zitterte; tröstend sagte sie mit leiser Stimme: „Ach! die gute Seele, das gute Kind! Aber sei nur geduldig, Wilhelm. Es hat Manche schon Nein gesagt, und zuletzt ist doch ein Ja daraus geworden."

„Niemals wird ein Ja daraus werden, Mutter," antwortete er mit einem Seufzer, „ich darf nicht länger daran denken, und bitte Euch herzlich, schweigt gegen Jeden darüber."

„Aber was sagt denn der Vetter?" fragte die kleine

Frau betrübt. „Er war doch seiner Sache so gewiß, und ein Vater kann viel thun."

Wilhelm blickte still vor sich nieder. „Er hat gethan, wie es Recht war, ich kann's nicht tadeln," erwiederte er dann. „Wenn vielleicht Verhältnisse eintreten" — ein schmerzliches Lächeln glitt über sein Gesicht — „Doch nein! auch das kann nichts ändern. Mag Julie glücklich werden, das ist Alles, was ich ihr wünsche."

Sechstes Capitel.

Nach einer Woche war der Geheimrath begraben, und sein Neffe hatte als legitimirter Erbe von der Hinterlassenschaft Besitz genommen. In einer demnächst angestellten Auction wurde der allergrößte Theil des Hausrathes verkauft, und damit Platz für die neuen Ausschmückungen und Einrichtungen gewonnen, mit denen der Finanzrath sich beschäftigte. Die verschiedenen Sammlungen wurden geordnet und Kataloge angelegt. Es dauerte nicht lange, so erhielt Leisegang auch die Zusicherung des Ministers, das Herbarium anzukaufen und den geforderten Preis zu bewilligen. In gleicher Weise glückte es ihm mit der großen Bibliothek, die den werthvollsten Theil der Bücher nahm und hoch bezahlte, und eben so vortrefflich lief es endlich mit den Gemälden und Kunstraritäten ab, welche meist über ihren Werth veräußert wurden. Der Kriegsrath

Hartfeld kannte alle Kunstfreunde und Liebhaber, wußte die Wege und Mittel, um deren Begierden anzuregen, und war unermüdlich thätig, den Finanzrath zu unterstützen. Dabei kaufte er selbst mehrere Bilder und bezahlte sie theuer, denn es fiel dem Finanzrath nicht ein, großmüthig zu lohnen. Dergleichen war durchaus gegen seine Natur, und obwohl er seinen Plan nicht aufgegeben hatte, Julien nächstens einen Heirathsantrag zu machen, glaubte er doch keinerlei Verpflichtung zu haben, um dessentwegen ihrem Vater kostbare Geschenke zu verehren.

Er fand, daß, wenn Hartfeld etwas von ihm erstehe, dies überhaupt kein Abkauf, sondern nur ein gegenseitiger, zeitweiliger Tausch sei. Hartfeld gebe ihm Geld, das später doch in seine Hände kommen würde, und er leihe ihm dafür Bilder, die ebenfalls zu ihm zurückkehren müßten. In ähnlicher Weise fand er sich damit ab, daß er seinem Freunde Wilhelm, der die Bücher ordnete und Kataloge durch seine Gehülfen machen ließ, keinerlei Lohn dafür anbot. „Wilhelm würde doch nichts dafür annehmen,“ sagte er sich, „denn es sei ein Freundesdienst.“ Allerdings gab es einige baare Auslagen dabei, doch diese hatten wenig zu bedeuten, und da Wilhelm's Eltern einen billigen Miethzins in seinem Hause entrichteten, der längst hätte erhöht werden sollen, so konnte der Sohn wohl ein paar Thaler einbüßen.

Auf diese Weise bezahlte der Finanzrath Alles mit seinem Dank und mit den Versicherungen, daß er gern zu allen Gegendiensten bereit sei. Genau war er immer gewesen, jetzt, wo er noch viel wohlhabender geworden, als bisher, ging es ihm wie den meisten Geizigen, d. h. mit dem Besitz wuchs das Verlangen, jenen immer weiter zu vermehren. Während der Tage, wo Wilhelm die Bücherschränke ordnen ließ, war er häufig Zeuge mancher abschreckenden Züge dieses Geizes, der zuweilen auch seine lächerliche Seite herauskehrte, und endlich war Frohlieb sehr zufrieden, als er sein Versprechen erfüllt hatte, denn über Manches hätte er zornig werden mögen. Noch am letzten Tage gab es Gelegenheit, dies lebhaft zu empfinden und den Entschluß zu befestigen, eine vermehrte Trennung eintreten zu lassen. Der alte Diener und die alte Haushälterin des Geheimraths waren in dem Testamentsentwurfe mit mäßigen Summen bedacht worden, und in der ersten Aufregung hatte der Finanzrath ihnen auch feierlich zugesichert, daß er seines Onkels Willen getreulich erfüllen werde. Bald jedoch schien ihm dies leid zu sein, und wenn Hartfeld sich nicht in's Mittel gelegt hätte, würden die Invaliden nichts bekommen haben. Der würdige Kriegsrath ließ sich nicht irre machen, als Leisegang behauptete, die beiden alten Subjecte hätten jedenfalls seinen Onkel um so viel betrogen, daß sie bis an ihr

Lebensende vergnüglich damit auskommen könnten; er widerlegte diese Ansichten, indem er sich für die Redlichkeit der beiden greisen Leute verbürgte, und brachte es endlich wirklich dahin, daß der Finanzrath nachgeben mußte.

„Ich hätte es durchaus nicht nöthig," sagte dieser darauf zu Wilhelm, „denn ich bin auf keinen Fall verpflichtet, und habe Ausgaben genug, allein ich mag den Kriegsrath nicht erzürnen. Es ist eine übel angebrachte Großmuth, aber gäbe ich es nicht, würde er es thun, das lag in seinen Antworten, und da, was er giebt, mir doch entzogen wird, so ist es zweckmäßiger, ich gebe es selbst."

„Ist denn das schon so gewiß?" fragte Wilhelm, ohne mit Schreiben einzuhalten.

„Ich weiß nicht, warum Du zweifelst," erwiederte Leisegang. „Ich habe Dir schon einmal Antwort darauf gegeben."

„Du bist jetzt oft beim Kriegsrath."

„Täglich. Er will, daß ich während dieser ersten Zeit sein Gast sei; warum sollte ich diesen Wunsch nicht erfüllen?"

„Julie!" murmelte Wilhelm.

„Was ist mit ihr?"

„Ist sie wohl?"

„Warum kommst Du nicht und überzeugst Dich

davon? Verlasse sich Einer auf seine Freunde, besonders wenn diese von schönen Wittwen festgehalten werden!"

„Mich hält keine."

„Nicht? Wann hast Du ihr zum letzten Mal die Hand gedrückt?"

„Das ist lange her."

„Wirklich? Habt Ihr Euch gezankt?"

„Auch dazu ist kein Grund."

„Also völlig gleichgültig?"

„Vollkommen."

„Das giebt die beste Ehe," lachte Leisegang. „Trinke Dein Glas aus, Wilhelm, und nimm noch eins. Meines Onkels Moselwein soll uns noch oft erfreuen. Was aber Deine Wittwe betrifft, so ist sie allerdings etwas einfältig und langweilig, dabei auch, wie ich gehört habe, eigensinnig und eitel; Du wirst sie aber dennoch heirathen müssen."

„Warum?"

„Aus dem mercantilischen Gesichtspunkte genommen, wie Dein Vater sagt," lachte der Finanzrath. „Es wäre offenbar doch noch viel einfältiger, wenn man fünfzig- oder sechzigtausend Thaler von sich stoßen wollte, wegen einiger Langweiligkeit oder Eigensinn der hübschen Besitzerin."

„Wie mein Vater sagt: Das Deckblatt ist gut," murmelte Wilhelm.

Der Finanzrath lachte laut auf. „Dein Vater ist ein kostbarer alter Bursche, aber ich gehe noch weiter. Mag's Deckblatt sein, wie es will, und die Einlage obendrein ihre Mängel haben, die Hauptsache ist und bleibt der metallreiche Nachgeschmack. Sage mir nichts von erhabenen, poetischen Anschauungen, es ist, bei Lichte betrachtet, doch nichts als Phantasterei. Man muß es mit dem Reellen halten, und damit sich zufrieden geben."

„Du verlangst also nichts als Geld?"

„O allerdings, ich verlange mehr. Schande will ich nicht haben, man soll nicht mit Fingern auf mich zeigen; im Uebrigen aber" — er trank sein Glas aus, legte den Kork der leeren Flasche vorsorglich in den Tischkasten und wischte ein paar nasse Fleckchen von der Platte. „Wenn ich meine Absichten ausführe und Julie Hartfeld heirathe, werden sich manche Leute wundern," sagte er dann, „daran werde ich mich aber gar nicht kehren. Ich habe mir diese Sache lange überlegt, und ehe noch mein seliger Onkel sie mir empfahl, standen meine Entschlüsse ziemlich fest. Es ist allerdings wahr, daß ich vielleicht eine sogenannte brillantere Partie machen könnte, als die Tochter eines Kriegsraths, vielleicht die Tochter eines Präsidenten, oder die Nichte eines Generals, oder dergleichen; gewöhnlich ist da aber wenig oder gar kein Vermögen, doch um so größere Ansprüche zu finden. Julie ist äußerst anspruchslos, ihr

Körper eignet sich nicht dafür, sich glänzend zu putzen und vergnügungssüchtig zu sein. Mir ist ihr kleines Gebrechen sogar lieb, es verbürgt mir eine häusliche Frau, und das wird sie gewiß sein, denn ich habe bemerkt, daß sie Ordnung hält, immer eine Arbeit in der Hand und die Augen doch überall hat. Hartfeld hat mir das bestätigt, er lobt sie mit gutem Grund als eine äußerst sparsame und genaue Haushälterin."

„Der ländliche Aufenthalt ist ihr sehr wohlthätig gewesen," sagte Wilhelm.

„Und seit sie wieder in der Stadt ist, führt sie das häusliche Regiment und Buch und Rechnung, wie es mir scheint, nicht ganz zur Zufriedenheit ihres Vaters."

„Ich habe das nie bemerkt."

„Aber ich, zu meinem Wohlgefallen, und ich wollte, es wäre noch weit mehr der Fall. Sie macht Einschränkungen, paßt ihm auf die Finger und übt eine größere Macht über ihn aus, als er glaubt. Jetzt, wo ich ein täglicher Gast bin, kann ich es gut beobachten. Der Kriegsrath ist ein würdiger Freund meines Onkels. Sie lebten Beide gern gut, aßen gern das Beste und thaten den besten Trunk dazu, nur mit dem Unterschiede, daß mein Onkel sich am liebsten einladen ließ, der Kriegsrath gern einlud. Mein Onkel würde sich jedoch höchlichst verwundern, wie schnell sich die vortreffliche Suppe verschlechtert hat, wohin

die feinen Gemüse und Gerichte gekommen sind, wie einfach es überhaupt jetzt hergeht. Es liegt nicht an dem guten Hartfeld; man sieht es ihm an, diese Einfachheit behagt ihm nicht sonderlich, aber Julie setzt es durch, und das freut mich. Sie hält darauf, daß gespart wird, das ist mir sehr lieb."

Indem er dies sagte, trat Hartfeld herein und führte seine Tochter am Arme. Leisegang eilte ihnen entgegen, und Frohlieb unterbrach seine Arbeit und folgte ihm nach. Es war das erste Mal, daß er Julien wiedersah. Ihr Vater hatte zeither öfter mit ihm gesprochen, doch niemals allein, und nie hatte er durch ein Wort oder durch einen Wink an die trübselige Stunde erinnert. Er war so wohlwollend wie immer, und that, als hätte er den Auftritt gänzlich vergessen. Ein beklemmendes Gefühl kam dann jedesmal über Wilhelm, und doch war er ihm dankbar dafür, nicht an Vergangenes und Verlorenes erinnert zu werden. Dasselbe Gefühl überkam ihn jetzt, als er Julien anblickte, die sich ihm, wie es schien, mit völliger Unbefangenheit näherte. Wie er es gewohnt war, bot sie ihm die Hand, sagte ihm einige freundliche Worte, erkundigte sich nach seinen Eltern und sprach dann mit dem Finanzrath weiter, der ihren Vater ablöste, indem er sie durch die verödete, große Wohnung führte.

Julie stützte sich auf seinen Arm, Frohlieb folgte mit

dem Kriegsrath nach. Er konnte in ihr Gesicht sehen, und dies um so weniger vermeiden, da sich ihre Fragen zuweilen auch an ihn richteten; aber er wunderte sich freilich darüber, daß er sie wohler aussehend fand, als er es vermuthete. Der leidende Zug um ihren Mund trat viel weniger als sonst hervor, ihre Farbe war nicht so bleich, sie hatte sogar einen frischeren Hauch, und ihre sanften, schönen Augen, in denen so viel Ernst und Milde sich vereinigten, blickten freudiger, als dies oft schon der Fall gewesen.

Diese Bemerkung erregte sehr verschiedene Empfindungen in Wilhelm. Es war ihm lieb, Julien ruhig und selbst heiter gestimmt anzutreffen, und doch that es ihm heimlich weh. Es war, als rege sich gar nichts in ihr bei seinem Anblick und in seiner Nähe, als sähe sie mit der Freundlichkeit, die man einem Bekannten zuwendet, über ihn fort, ohne sich mit größerer Theilnahme zu belasten, und ohne sich in anderen Gedanken und anderen Interessen von ihm stören zu lassen.

Diese Wahrnehmungen waren schmerzlich, und was er dagegen auch entschuldigend einwenden mochte, konnte nicht verhindern, daß seine innere Verdüsterung und Trauer ihm Herz und Lippen mehr als je zusammenpreßten.

Um so mittheilsamer war Leisegang, dessen frohe Laune fortgesetzt zunahm, je mehr er sie zu zeigen suchte. — Er führte Julie überall umher, damit sie sähe, was er

ändern und verbessern lassen wollte. Sie mußte Tapeten aussuchen helfen, von denen eine Menge Muster bereit lagen, dann mußte sie ihren Rath über einige neue Verbindungsthüren ertheilen, und über neue Möbeln, Vorhänge und innere Einrichtungen. Leisegang zeigte ihr dann, wo seiner Meinung nach am besten sein Arbeitszimmer, die Wohnzimmer, Gesellschaftszimmer und Schlafzimmer sein müßten, und bestritt ihre Einwände, bis er sich überzeugen ließ.

„Man wird in einiger Zeit diese Wohnung gar nicht wiedererkennen," sagte Hartfeld. „Sie ist sehr schön und geräumig. Es bleiben auf der andern Seite noch mehrere Zimmer übrig, welche ganz überflüssig sind."

„Nicht doch!" erwiederte der Finanzrath. „Das sind die allernöthigsten, und sie sollen auf's Reichste ausgeschmückt werden, denn sie haben die schönste Bestimmung."

Er wandte sich zu dem Kriegsrath um, sah ihn bedeutungsvoll lächelnd an und fuhr dann fort: „Sie wissen ja, was meines Onkels letzter Wunsch war, ich darf ihn also nicht außer Acht lassen. Diese Zimmer soll meine zukünftige Frau bewohnen, und eben diese Tapeten, welche Fräulein Julie ausgewählt hat, sollen dorthin kommen. Oder, was meinen Sie, Fräulein Julie, müssen wir andere nehmen?"

„Ich habe nach meinem Geschmack gewählt, Herr Finanzrath," erwiederte das Fräulein.

„Und einen bessern giebt es nicht!" rief er, ihre Hand küssend. „Aber da ist ja unser Freund Wilhelm, der uns auch mit seinem Rathe unterstützen kann, da er nächstens in derselben Lage sein wird, Tapeten zu kaufen und zu wählen und häusliche Einrichtungen zu treffen."

„Ich wüßte in der That nicht," erwiederte Frohlieb; aber ehe er etwas hinzufügen konnte, fuhr der Finanzrath fort: „Ein Bräutigam muß natürlich sein Haus bestellen, und wenn die schöne Braut namentlich Pracht und Glanz liebt, darf er es an zarter Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen."

„Wenn es sich so verhält," sagte Hartfeld, dem, was er hörte, Freude zu machen schien, „wollen wir auf's Herzlichste Glück wünschen."

„Ich kann keine Glückwünsche annehmen," versetzte Wilhelm erglühend.

„Aber Freund, wir sind ja ganz unter uns, warum willst Du mich Lügen strafen!" rief Leisegang, laut lachend. „Wir heirathen an einem Tage, das ist zwischen uns abgemacht. Ich verrathe nichts, aber eine junge, schöne, reiche Wittwe ist eine so liebliche Verrätherin, daß es nur Neid erregen kann, wenn der Fall eintritt."

Frohlieb näherte sich ihm und faßte seinen Arm.

Sein ganzes Gesicht war dunkelroth. „Halt ein mit Deinen unbesonnenen Worten," sagte er. „Thue mit Deinen eigenen Herzenssachen, was Du willst, für meine Angelegenheiten jedoch laß mich selbst Sorge tragen. Darum muß ich bitten."

„Du wirst doch Scherz verstehen!" erwiederte der Finanzrath.

„Ich liebe keinen Scherz auf meine Kosten," antwortete er in trockener Weise, und damit verließ er das Zimmer.

Er hörte wohl, daß Leisegang ihm versöhnliche Worte nachrief, und der Kriegsrath begütigend sich damit vereinte, aber er kehrte sich nicht daran, nahm seinen Hut und ging schnell fort, damit Niemand etwa ihn aufhalten möchte.

Eine Zeit lang war er empört über das Benehmen seines Freundes, der mit solchem Leichtsinn sich erlaubte, ihn bloß zu stellen. Auf's Tiefste empfand er die falsche Stellung, in welche er dadurch zu Julien und ihren Vater gerathen war. Was sollten sie von ihm denken und nun glauben? Vor Kurzem noch schien er einen wahren Lebensschmerz über Julien's ablehnende Antwort zu empfinden, und nun schon getröstet, nun schon Bräutigam! Mit dieser Vorstellung verband sich aber noch eine andere, die ihm neue Dornen in sein Herz drückte. Als Leisegang ihn mit seinen unerwarteten Ausplaudereien in Verwirrung setzte,

hatte er Julie voller Entrüstung angeblickt. Sie mußte die Wahrheit in seinen Augen lesen, die mit unwiderstehlicher, zorniger Ehrlichkeit Alles abläugneten; allein er hatte keine Macht mehr über sie. Wie ihr Vater lächelte sie, und wie ihm, schien ihr, was sie hörte, Freude zu machen. Kein Zeichen, daß sie sich betrübe, kein Zeichen eines Restes jener Liebe, die, wenngleich entsagend und hoffnungslos, doch das Weh einer ewigen Trennung bei solcher Nachricht fühlt. Sie fühlte nichts davon, und zum ersten Male sprang in seinem Kopfe der Gedanke auf, er sei betrogen worden, es sei Alles abgeredet und abgemacht gewesen. Seine plötzliche Zurückweisung beruhe auf einer wohl durchdachten Berechnung. Leisegang war reich, er ging einer glänzenden Zukunft entgegen. Sein Onkel hatte diese Verbindung gewünscht, Julien ein Legat vermacht und ihr Vater war ein kluger Mann, trotz aller seiner würdigen, edlen Grundsätze und hochachtbaren Redlichkeit. Dieser Todesfall hatte Alles verändert, eine Nacht genügte, um Liebe und Treue sterben und verderben zu lassen. Julie hatte unter ihres Vaters Anleitung gerechnet, es war nicht anders möglich. Oh! er hatte heute in ihren Augen gelesen, was Leisegang zu hoffen hatte, und daß er selbst keinen Platz mehr neben ihm fand. Der Schmerz, den er darüber fühlte, wurde von Zorn und bitteren Vorwürfen geschärft, dann von seinem männlichen Stolz bekämpft,

bis seine Vorstellungen milder und kummervoller wurden. Zunächst war es ihm vorgekommen, als habe Leisegang absichtlich so gegen ihn gehandelt, vielleicht planmäßig mit Wissen des Kriegsraths, um Julien zu zeigen, wie unwürdig er ihrer Liebe sei; allein bei näherer Betrachtung wurde es ihm immer gewisser, daß Leisegang auch jetzt nichts von dem, was vorgegangen, wußte, nicht ahnte, welch ein gefährlicher Nebenbuhler er ihm gewesen sei. Er war eitel genug, dies übel zu nehmen, und boshaft genug, um sich durch Spott zu rächen, doch er wußte sicher nichts davon, sonst hätte er nicht bis jetzt geschwiegen. Es war unüberlegtes Geplauder, oder er wollte seine eigenen Absichten damit verbrämen, das Heirathen anempfehlen, allerlei Winke über seine Absichten einmischen. — Bedrückt von seinem Nachsinnen ging Wilhelm eine Zeit lang durch die dämmernden Straßen, und endlich, als er ruhiger geworden, zu seinen Eltern, aber er hätte sich gern unbemerkt wieder zurückgezogen, wenn dies möglich gewesen wäre. Eben steckte sein Vater den Kopf zur Thüre heraus, und gleich hatte er ihn gepackt und zog ihn hinein. „Da ist er ja, wie er leibt und lebt!“ schrie er. „Sie haben Recht, Thereschen. Meiner Seele! Sie haben ein Gehör, davor kann man sich in Acht nehmen. Wenn eine junge Frau auf diese Weise hört, ist ihr kein X für ein U zu machen. Stelle Dir vor, Willem, sowie die Hausthür aufschnappte,

sagte Thereschen: Jetzt kommt er! und somit fahre ich mit dem Kopfe hinaus, und richtig, hier bringe ich ihn."

„Wir haben uns seit einiger Zeit wenig gesehen. Sie befinden sich doch wohl?" sagte Wilhelm, seinen Vater unterbrechend.

„Ich danke Ihnen, Herr Frohlieb," versetzte Madame Petermann empfindlich kühl. „Meine Schuld ist es jedoch nicht, wenn ich das Vergnügen entbehrte."

„Dieses hat seine Richtigkeit!" bemerkte der Papa dazwischen. „Thereschen war öfter hier, immer aber fehlte der fliegende Buchhändler."

„Herr Frohlieb hat zu dringende Geschäfte," sagte Madame Petermann mit einem spottenden Lächeln.

„Wo kommst Du denn her, mein Sohn?" fragte die kleine Frau. „Setze Dich doch zu uns."

„Ich komme von Leisegang," erwiederte er. „Heute jedoch habe ich vollendet, was ich übernommen, und gehe nicht wieder hin."

„Dieser Mensch!" rief Herr Daniel Frohlieb, „verlangt von einem Geschäftsmanne solche Dienste, und zwar ohne alle mercantilische Grundsätze. Hier hat er gestern gesessen, und hat uns erzählt, was die Einrichtung kosten würde, und hat gejammert über den Erbschaftsstempel, den ich mit Vergnügen zu bezahlen versprach, wenn er mir den zehnten Theil von der Erbschaft abgeben wollte.

Davor hat er sich natürlich bedankt, aber heirathen will er. Es ist wirklich sein Ernst, Wilhelm, obwohl er so thut, als sollte es ein Spaß sein."

„Hat er Ihnen denn nicht gesagt, wen er sich ausgewählt hat?" fragte Madame Petermann.

„Damit hält er hinter dem Berge," versetzte Herr Frohlieb, „aber ich will's schon herauskriegen. Ein Glück ist es nicht, Thereschen, denn er läßt sie verhungern; aber Geld muß sie haben, ohne Geld thut er's nicht, und dabei bildet er sich ein, daß es eine große Ehre wäre, die jedes Mädchen beneiden müßte."

„Diese Ehre ist wirklich nicht weit her," sagte Madame Petermann verächtlich. „Wissen Sie denn nicht, Herr Frohlieb, wen Ihr Freund sich auserwählt hat?"

„Julie Hartfeld," erwiederte Wilhelm.

„Wen?" schrie Herr Frohlieb, indem er eine weite Bogenschwenkung durch die Luft machte. „Mama, was sagst Du dazu?"

„Ich habe es beinahe gedacht," sagte die kleine Frau, indem sie einen besorgten Blick auf ihren Sohn richtete. Dieser verhielt sich jedoch ganz ruhig.

„Weißt Du es denn ganz gewiß?" fragte Herr Frohlieb.

„Der Zusammenhang liegt nahe," antwortete Wilhelm.

„Es ist doch unerhört!“ fuhr Herr Frohlieb fort, indem er eine Menge weiser Falten zog und sich an seinem spitzen Kinne festhielt. Er wagte nichts weiter hinzuzufügen, aber er betrachtete anhaltend seinen Sohn und schüttelte mit merkwürdiger Ausdauer und einer Geberde des Abscheues seinen Kopf.

„Es ist wirklich unerhört,“ sagte Madame Petermann. „Sie ist häßlich und obenein ist sie lahm.“

„Sehr richtig!“ fiel Herr Frohlieb ein, „und dieses ist es, was ich immer in Betracht zog. Auswendig durchaus nicht für die Nachfrage, was aber das Innere betrifft, allen Respect!“ — Herr Frohlieb machte dabei eine tiefe Verbeugung, indem er zugleich den Zeigefinger seiner Rechten an den Daumen der linken Hand legte. „Einzige Tochter, allverehrter Vater, neue Erbschaft in Aussicht, Alles gehörig vorhanden, richtige Speculation, sehr richtige Grundsätze, durchaus mercantilisch überlegt von dem Herrn Finanzrath.“

„Geld ist sehr angenehm,“ sagte Madame Petermann, „allein man muß doch auch bedenken, daß man sich nicht lächerlich macht.“

„Aeußerst wahr!“ rief Herr Frohlieb, „auch diese Wirkungen sind mit in Rechnung zu bringen, und warum soll ein junger Mann nicht Sinn dafür haben, eine Frau zu besitzen, die auf zwei leichten, niedlichen Füßen umher-

spaziert? Eine Frau, die er zur Winterzeit auf Bälle führt, um schottisch und sicilianisch mit ihr umher zu säuseln, und welche überhaupt mit ihm in angenehmster Weise durch's Leben springt." — Herr Frohlieb streckte dabei seine Arme aus, setzte seine Füße zurecht und umschlang seinen Sohn, während er der schönen Wittwe zulachte. „Siehst Du wohl, mein Junge," sagte er dann, „dieses sind die Lebensansichten Deines Vaters, und es ist richtig, Mama, daß eine Frau, die nicht tanzt, niemals nach meinem Geschmack gewesen wäre. Tanzen ist die Hauptsache, Wilhelm, und es ist allemal so, wie Thereschen sagt: Geld ist eine der ersten Tugenden jedes Menschen und verschönt jedes Gesicht, aber es hat Alles seine Grenzen, und warum soll ein gebildeter Mensch es nicht dabei auch in Betracht ziehen, eine liebenswürdige Frau zu besitzen, deren angenehmer Anblick ihn täglich erfreuen muß?"

Madame Petermann lächelte bei den schelmischen Verbeugungen, welche Herr Frohlieb vor ihr machte. „Es geht allerdings über meine Begriffe," sagte sie, indem sie ihr hübsches Gesicht auf Wilhelm richtete, „wie ein Mann von Bildung sich entschließen kann, eine verkrüppelte Person zu nehmen."

„Ein Mann von Bildung kann dies leichter, als ein anderer," erwiederte er.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie, sogleich gereizt durch seinen Widerspruch.

„Er kann den Geist verstehen und lieben, und den Körper darüber vergessen.“

„Wir sind freilich nicht so geistreich, Herr Frohlieb,“ sagte die hübsche Wittwe zu dem Papa, „um das sagen zu können.“

„Gar nicht, Thereschen, nicht die Spur!“ schrie der alte Herr. „Und es ist blos eine von den neumodischen Erfindungen. Jede soll jetzt geistreich sein, Bücher lesen, in die französische Komödie gehen und allerlei Kunststücke machen.“

„Das ist allerdings nicht meine Sache,“ fiel die junge Frau ein. „Ich habe auch keine Zeit dazu, um unnütze Dinge zu treiben.“

„Sehr richtig, Thereschen!“ nickte Herr Frohlieb. „Die Zeit ist edel, und eine Frau, mit häuslichen Tugenden begabt, kann sich nicht mit solchem Schwindel einlassen.“

„Das geistvolle Fräulein ist wohl äußerst klug und gelehrt,“ sagte Madame Petermann boshaft lachend, indem sie Wilhelm ansah.

„Weniger dies, wie sie ein gutes Herz und milden, sanften Sinn besitzt.“

„O! also auch ihr Herz kennen Sie?“

„So weit, daß ich behaupten kann, sie würde niemals einen Menschen verlästern, selbst wenn er ihr weh gethan hätte."

„Also eine Heilige!" rief sie erbittert. „Wenn nur nicht der Schein trügt."

„Dieses bedenke wohl, Wilhelm!" fiel Herr Frohlieb, der seinen Finger warnend aufhob, ein. „Wir wollen Kaffee trinken, Mama. Die schwarze Stunde muß gefeiert werden. Rücke Deinen Stuhl neben Thereschen, Wilhelm."

Aber die schwarze Stunde wurde nicht durch diese List sonnig umgewandelt. Wilhelm blieb nachdenkend an dem Stuhle stehen; es war, als habe er seinen Vater nicht verstanden.

„Es ist Ihnen wohl nicht geistreich genug an meiner Seite," sagte die hübsche Wittwe spottend. „Woran dachten Sie? An Fräulein Julie?"

„Wirklich," erwiederte er, „ich dachte an sie."

Ihr Gesicht flammte auf über diese offenherzige Antwort. „Ich danke Ihnen für dies Compliment, Herr Frohlieb," versetzte sie. „Es ist recht Schade, daß der Herr Finanzrath schon seine Wahl getroffen hat, denn sonst —"

„Ich bitte, brechen wir ab davon!" begann er im strengen, stolzen Tone. „Das ist in der That kein Gegenstand des Scherzes."

„O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung," antwortete Madame Petermann, „ich habe nicht gewußt —"

„Aber Willem!" schrie Herr Frohlieb. „Er ist krank, Thereschen. Er sieht und hört nicht, Mama."

„Es ist ja Alles gut gemeint," fügte die kleine Frau hinzu.

„Und die Wirkungen aus den Ursachen zarter Neigungen!" rief Herr Frohlieb. „Komm her und bitte ab; auf der Stelle bitte ab, Du Elementer!"

„Lassen Sie ihn, Herr Frohlieb, lassen Sie ihn," sagte Madame Petermann, „er will sein Unrecht nicht einsehen."

„Ich kann es nicht einsehen, und darum ist es am besten, wenn ich mich entferne," erwiederte Wilhelm, „wozu mich überdies meine Geschäfte nöthigen."

„Willst Du bleiben! willst Du hören!" schrie Herr Frohlieb, allein er kannte seinen Sohn gut genug, um zu wissen, daß dieser gewiß nicht bleiben würde. Er streckte ihm daher auch nur seine Hände nach und blickte dann bestürzt auf die schöne Wittwe, die mit Thränen in den Augen und heftig aufgeregt von der Mama umarmt und getröstet wurde.

Siebentes Capitel.

Der Kriegsrath war, als die Erbschaftsangelegenheiten endlich abgethan, in ein ruhigeres Gleichmaß seines Lebens zurückgekehrt, allein die alten Tage wurden doch nicht wieder daraus. Der Tod seines verehrten Freundes und Gönners hatte eine Lücke gelassen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte, der Verewigte hatte in sein Grab einen guten Theil der freudigen Lebenssicherheit mitgenommen, welche sonst alle Handlungen des Kriegsraths bezeichnete und so deutlich seinem Gesicht aufgeprägt war. Die würdige Gestalt hatte sich sichtlich gebeugt, der klare Blick seiner Augen war getrübt, ein Zug von Unruhe und Leiden lag in den Falten um seinen Mund, und sein Lächeln schien nicht mehr so trostvoll ruhig und vertrauensmuthig. Er hielt seine Geschäftsstunden sehr regelmäßig, ließ auch in seiner Theilnahme an den vielen Wohl=

thätigkeitsvereinen nicht nach, sondern zeigte sich darin möglichst noch eifriger, aber man sah ihn nicht bei einigen Jahresfesten verschiedener Gesellschaften, deren Mitglied er war, er kaufte keine Kunstsachen mehr, die ihm vortheilhaft angeboten wurden, und gab keine Mittags-Gesellschaften, wie dies sonst häufig der Fall gewesen. Der Tod des Geheimraths brachte alle diese Veränderungen mit sich; das sonst so gastliche Haus war leer, als täglichen Gast sah es nur den Finanzrath, der regelmäßig, wenigstens zur Mittagszeit, kam. Die Leute im Hause überzeugten sich bald, daß der Finanzrath besondere Absichten haben mußte. Er benahm sich wie Jemand, der ein Recht dazu hat, sich allerlei Freiheiten heraus zu nehmen und zu commandiren, wo ihm dies so gefiel. Liebenswürdig war sein Benehmen nicht, aber er suchte doch gefällig und unterhaltend zu sein, und bei seiner Selbstzufriedenheit wurde es ihm nicht schwer, sich geltend zu machen. Im Uebrigen besaß er Form und Vortrag. Er konnte anregen und hatte Gedanken. Wilhelm hatte nicht ohne Grund von ihm gesagt, daß er ein kluger und gewandter Kopf sei. Ueber den Kriegsrath übte er in kurzer Zeit eine gewisse Autorität aus, welche dieser sich ohne Widerstand gefallen ließ, gegen Julien war er geschmeidiger, weil er ihr zu gefallen wünschte und nicht recht gewiß war, wie weit ihm dies schon gelungen sei. Sie blieb allezeit so sanft und freundlich,

wie er es wünschen konnte; allein Beweise ihrer besonderen Zuneigung hatte sie ihm noch nicht gegeben, was ihn im Stillen ärgerte und reizte, denn was er beabsichtigte, mußte ihr klar genug sein. Eines Tages kam der Kriegsrath nach Hause und trat sogleich bei seiner Tochter ein. Er schien heiterer zu sein, und doch hatte er etwas Scheues in seinen Augen; es kostete ihm Ueberwindung, das auszusprechen, was er sagen wollte.

Er begann damit, Julie mit Zärtlichkeit zu küssen, sich über ihr Aussehen zu freuen und ihr Schmeicheleien zu sagen. „Leisegang ist wohl heute noch nicht bei Dir gewesen?" fragte er dann plötzlich.

„Nein, lieber Vater," erwiederte sie.

Es entstand eine Pause, die er mit lächelndem Nachsinnen ausfüllte und dabei ihre Hand festhielt, bis sie ihn wieder anblickte. „Ich müßte mich irren," begann er dann, „oder Du wirst ihn zu erwarten haben."

Eine plötzliche Blässe lief über ihr Gesicht; Hartfeld erschrak davor, sein Lächeln verlor sich. „Bist Du nicht darauf vorbereitet, mein Kind?" fragte er.

„Ja," erwiederte sie tonlos, und mit einem starren, langen Blick auf ihn setzte sie noch einmal ein leise hinsterbendes „Ja!" hinzu.

„Nun denn," sagte er — „wir haben schon einmal darüber gesprochen, Julie. Gott behüte mich davor, daß

ich Dich je zu einer Heirath zwingen sollte, aber Du hast freiwillig Nein gesagt, als Frohlieb um Dich anhielt. Du hast damals gewählt, wie ich denke. Nicht wahr, mein Kind?"

„Ja, Vater."

„Thut es Dir auch nicht leid? Ich glaube, es kann nichts sein, was Dich dazu bewegen könnte, allein noch steht Alles in Deiner Macht. Leisegang war bei mir auf der Kasse und sagte mir in's Ohr, er habe mit mir und Dir Allerlei abzumachen, wozu wir Beide nöthig seien. Wenn Du ihn nicht sehen willst, Julie, so entschuldige ich Dich."

„Das würde kindisch sein, Vater."

„Aber Du ängstigst Dich."

„Das thut jedes Mädchen," erwiederte sie mit schwachem Lächeln.

Er legte seinen Arm um sie und blickte auf sie nieder. Bleich und still lehnte sie sich an seine Brust. Das war kein glückliches Gesicht, keine Braut, die den Geliebten erwartet. Ein banger, väterlicher Kummer stieg in seinem Herzen auf, und vor seinen Augen schwebte ein feuchter Schleier. „Wenn es Dir zu schwer wird, sage Nein, meine arme Julie; sage Nein, mein Kind," flüsterte er ihr zu.

„Ich werde Ja sagen — es wird Alles gut werden," erwiederte sie mit einer lebhaften Bewegung, und indem

ein Strom von Blut in ihr blasses Gesicht floß, fügte sie hinzu: „Ich werde Alles thun, um sein Herz zu gewinnen.“

„Das hast Du schon gewonnen, mein Kind, das hast Du!“ erwiederte Hartfeld. „Er ist Dir wahrhaft zugethan, und da kommt er — sei standhaft.“ — Er lächelte, zog sie wieder in seine Arme, legte beide Hände an ihr Gesicht und blickte auf die Thür, welche sich eben öffnete. Doch eben so schnell gab er diese abwartende Stellung auf, denn der Hereintretende war — Herr Daniel Frohlieb.

„Sieh da, unser Vetter!“ rief der Kriegsrath. „Das ist ja ein seltener Besuch, mein lieber Frohlieb. Ich hoffe nicht, daß irgend etwas Betrübendes die Ursache ist?“

Er konnte allerdings so fragen, denn Herr Frohlieb schien zur Schwermuth geneigt zu sein. Wenn er sonst hier erschien, geschah es mit glänzenden Augen, heiterem Gesicht und liebenswürdigster Beweglichkeit. Jetzt stand er in seinem langen, blauen Frack feierlich ernsthaft, ohne die Hand auszustrecken, und machte eine unterthänige Verbeugung.

„Allerdings sind es Ursachen, Herr Vetter, welche mich hierher bringen,“ erwiederte er, „und wer hätte nicht Ursachen, welche sich zum Nachdenken eignen, insbesondere wenn er Kinder besitzt, die davon mitbetroffen werden.“

„Was ist mit Wilhelm geschehen? Wie geht es ihm?“ fragte Julie hastig.

„Dieses ist es eben," fuhr Herr Frohlieb fort. „Weil nichts mit ihm geschehen ist, was nach unserem innigen Wunsche mit ihm geschehen sollte, darum komme ich zu Ihnen, Vetter Hartfeld."

Der Kriegsrath zuckte traurig mit den Schultern. „Mein lieber Frohlieb," sagte er, „Sie werden uns Allen keine neuen Schmerzen machen wollen. Ich habe das Beste beabsichtigt, — Wilhelm wird Ihnen mitgetheilt haben — laß uns allein, mein Kind."

„Durchaus Alles mitgetheilt," fiel Herr Frohlieb ein, „und eben deswegen, Herr Vetter, sagte ich zu der Mama, ich muß zu diesem Kriegsrath gehen, um ihm zu erklären, daß es seine Pflicht ist, jetzt meinem armen Jungen und uns Allen zu helfen."

Hartfeld schüttelte ihm in herzlicher Weise die Hände. „Wie gerne thäte ich es, wenn es in meiner Macht stände. Ich hoffte, lieber Frohlieb, allein — hier ist Julie. Da es so sein muß, wenden Sie sich an Sie. Sie hat über ihre Hand entschieden und noch zu entscheiden. Ist es ihr Wille, Wilhelm noch jetzt zu wählen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden."

„Bitte!" rief Herr Frohlieb, indem er sich bestürzt schwenkte, „diese Sache ist abgemacht, und mein Wilhelm weiß, was er sich schuldig ist, wenn eine Dame sagt: Ich danke Ihnen für gütige Nachfrage. Auch weiß er, wie

sein Freund Leisegang darüber denkt, somit ist es das nicht, was ich meine, Herr Vetter; aber wegen der Betrübniß meines Wilhelm's komme ich als ein sorgenvoller Vater, und da ich weiß, was er von Ihnen hält, und unsere große Hochachtung noch übertrifft, so sagte ich zu der Mama: Ich werde zu unserm lieben Vetter gehen und ihm die gehörigen Gründe klar machen. Er hat die Suppe einbrocken helfen, also kann er auch mitessen. Seiner großen Einsicht mußte eigentlich niemals die Wahrheit verborgen bleiben, er mußte nicht kommen und sagen: Dieser Wilhelm darf nur anklopfen, so wird ihm aufgethan. Bitte, theuerster Vetter, lassen Sie mich ausreden, ich bin gleich fertig. Also, sagte ich zur Mama, wäre dies nicht gewesen, wäre Wilhelm sogleich abgewiesen worden, so hätte er Thereschen geheirathet. Es war beinahe so weit, aber es änderte sich Alles, wie Fräulein Julie wieder kam. Es wußte Keiner warum, aber er wurde ein anderer Mensch, und indem wir dachten, diese liebenswürdige Wittwe ließe ihn weder essen noch schlafen, sahen wir plötzlich, daß er einen ganz andern Gegenstand in seinen Augen hatte, der nichts von ihm wissen wollte."

Herr Frohlieb schüttelte dabei den Kopf und hob seine Hände bedauerlich auf, indem er Julie anblickte, die bei seiner Erzählung erröthete und ihr Gesicht abwandte. Gleich darauf aber kehrte sie sich entschlossen wieder zu

ihm und sagte sanftmüthig bittend: „Vergeben Sie mir! Ich bin schuldig! Ein Irrthum, aber ach! ich kann nicht anders.“

„Versteht sich!“ rief Herr Frohlieb. „Irren ist menschlich, irren kann der Beste. Es thut uns leid, aber jeder Mensch muß seinem Willen folgen, und Wilhelm hat mir gestern noch gesagt, er denke nicht mehr daran, und ich sagte, es ist recht so; an ein Geschäft, was nicht zu Stande gekommen ist, muß man nicht mehr denken und sich darüber ärgern. Allein, mein bester Vetter, zu dergleichen gehört, daß man wieder lachen kann, indem man ein anderes Geschäft macht, und dieses ist es, was ich sagen wollte. Er sitzt und arbeitet und sieht so jämmerlich aus, als ob er verhungern müßte, und wir Alle können nichts dagegen thun. Er dürfte nur kommen und zu Thereschen sagen: Da bin ich! so wäre Alles vergessen und vergeben, denn obwohl er eigentlich grob gegen sie gewesen ist, so ist sie dennoch sehr geneigt, mit ihm zu theilen, was sie besitzt.“

„Es ist doch Madame Petermann, von welcher Sie sprechen?“ fragte der Kriegsrath.

„Diese selbige junge, angenehme Wittwe, welche an Wilhelm das Geschäft verkaufte,“ erwiederte Herr Frohlieb.

„Ich habe schon davon gehört,“ fuhr Hartfeld fort,

„und Ihre Erzählung giebt mir den Zusammenhang. Sie wünschen, daß Wilhelm sie heirathet?"

„Von den triftigsten Gründen unterstützt," sagte Herr Frohlieb. „Eine liebenswürdige, junge Frau, die ihn anbetet, und dabei ein reiner Hintergrund. Sie hat das ganze Vermögen in Händen, kann machen, was sie will, einzige Erbin!"

Herr Frohlieb legte den Finger an seine Nase und sah sehr weise und vergnügt aus. — „Ich glaube nicht," antwortete Hartfeld, „daß Wilhelm auf diesen Grund besonders viel giebt."

„Allerdings nein!" versetzte Herr Frohlieb, „obwohl jeder Mensch seine mercantilischen Grundsätze haben muß."

„Geld ist an sich nichts," sagte der Kriegsrath, „jedoch als Mittel zu dem Zweck ist es Alles. Ich verachte es von ganzem Herzen, dennoch muß ich seinen Werth anerkennen."

„Um allen Ihren Mitmenschen Gutes zu thun," rief Herr Frohlieb. „Dieses edle Streben, Vetter, kennt die ganze Welt an Ihnen."

„Wenn Sie glauben, daß ich Wilhelm nützen kann," sagte Hartfeld, ihn unterbrechend, „will ich gern zu Diensten sein."

„Das können Sie!" erwiederte Herr Frohlieb, „denn Ihnen wird er Folge leisten, aus diesem Grame sich

erheben, um in die liebenden Arme zu fallen, die ihn erwarten, somit ein neues Leben beginnen, und seiner alten Eltern Freude und Stolz sein, wie er es immer gewesen."

„Da kommt unser lieber Finanzrath, ich höre ihn draußen," sagte Hartfeld mit gedämpfter Stimme. „Ich werde sehen, was sich thun läßt, Vetter Frohlieb. Es ist ein übler Auftrag, den Sie mir geben, allein wir wollen es überlegen. Gehen Sie dort hinaus. Hier durch das Cabinet. Sie finden sich ja selbst weiter. Es bleibt dabei."

Er schob den dankbaren Vetter eilig durch die Tapetenthür und drückte diese schnell zu, denn eben trat von der andern Seite der Finanzrath herein. „Da bin ich, wie ich es Ihnen angezeigt habe," begann er, „und bringe Ihnen verschiedene gute Nachrichten. Erstens hat mir der Präsident soeben die Anzeige gemacht, daß der Minister mir meines Onkels Stellung überträgt. Morgen werde ich das Decret bekommen und hierauf die sämmtlichen Geschäfte übernehmen."

Diese Mittheilung wirkte auf's Freudigste. „Ich habe es allerdings erwartet," sagte Hartfeld, „aber doch wieder gezweifelt. Dem Verdienste seine Kronen."

„Und einen Myrthenkranz nicht zu vergessen," lachte Leisegang, indem er sich zu Julien wandte. „Theuerste Julie," fuhr er fort, „erlauben Sie, daß ich Sie so anreden darf — ich habe heute den Erbschaftsstempel bezahlt

und bringe Ihnen den Erben und die Erbschaft. Wählen Sie nun, was Ihr Herz begehrt. Die zehntausend Thaler oder Ihren unterthänigen Freund, der Ihnen Alles bietet, was er sein nennt; sich selbst zunächst mit dem Versprechen, immer ein liebenswürdiger und gefälliger, galanter und gehorsamer Mann zu sein."

„Das ist zu viel," sagte Julie mit ihrer leisen, sanften Stimme, „aber wollen Sie immer gütig und nachsichtig gegen mich sein, mit meinen Fehlern und Mängeln Geduld haben und Ihr Herz nicht von mir wenden?"

Er schien von diesen demüthigen Bitten gerührt zu sein. „Gewiß nicht!" rief er lebhaft. „Mein Herz soll Ihnen immer allein gehören, und meine Liebe Ihr Leben leicht und froh machen."

„Dann will ich versuchen, mir diese Liebe und Ihre Achtung dauernd zu erhalten!" flüsterte sie, als er sie umarmte, und ihre zitternden Lippen mit seinen Küssen verschloß.

„Sie haben doch nichts dagegen, bester Papa?" rief Leisegang dann, seine Hand ausstreckend. „Ich darf doch kommen und um Ihren Segen bitten?"

„Mein Liebstes gebe ich Ihnen gern und willig!" erwiederte Hartfeld froh bewegt. „Den größten Schatz, den ich besitze. Ja, es ist ein Schatz, Sie werden es

erkennen lernen. Segen über Dich, mein Herzenskind! Gottes reichster Segen über Dich!"

Bis hieher hatte Herr Frohlieb jenseits der Tapetenthür lautlos zugehört, jetzt aber schlich er auf den Zehen davon, erreichte den Corridor und kam unbemerkt aus dem Hause. Er war über das, was er vernommen hatte, äußerst vergnügt, und während er sich Alles nochmals wiederholte und vorstellte, verklärte sich sein Gesicht, und er lachte so pfiffig, daß die Vorübergehenden ihm nachsahen und mitlachten. „Also abgemacht und richtig!" schrie er, als er in seine Stube trat und seinen Hut vor der kleinen Frau schwenkte. „Den Schatz hat er weg, aber das soll ein Schatz sein! Oh! Es konnte Einem beinahe leid thun, wie jämmerlich sie aussah! Allein es ist gut so, Mama, sehr gut so!" fuhr er befriedigt fort. „Dieser Finanzrath kann seinen Schatz nach Belieben behalten, wir behalten unsern Willem, und unser Willem behält sein Thereschen. Jeder behält, was er hat, Mama, und dieses ist ein berühmter Wahlspruch von einem berühmten Königsstamme: Ein Jeder behalte das Seinige, und sehe zu, was er sonst noch erwischen kann."

Bei diesen Worten zog Herr Frohlieb eine Menge weiser Falten und umarmte die kleine Frau so lustig lachend, wie er es seit langer Zeit nicht gethan hatte.

Achtes Capitel.

Der Finanzrath Leisegang besuchte am folgenden Tage seinen Freund, den er nach jenem Wortwechsel nicht wieder gesehen hatte. Es war ihm nicht viel daran gelegen gewesen, Wilhelm so bald zu versöhnen, aber er hatte sich bei dessen Vater beschwert und seine guten Absichten und Wünsche vertheidigt, die dort willig genug angehört wurden. Heute endlich kam er nun selbst in das Geschäftszimmer des jungen Buchhändlers, den er arbeitend fand und ihm seine freundlichen Grüße zurief, als er eintrat.

„Laß Dich nicht stören, Frohlieb," sagte er. „Wenn Du keine Minute für mich übrig hast, komme ich wieder."

Wilhelm legte die Feder fort. Als Leisegang eintrat, schien er von einem widerwärtigen Gefühle überrascht zu werden, und diese Bewegung entging dem Fi=

nanzrath nicht. Aber es war nur ein Augenblick, denn im nächsten schien er völlig gefaßt und führte seinen Besuch in ein nebenliegendes Cabinet, wo sie allein waren.

„Zunächst," sagte Leisegang, „müßte ich mich über Dich beklagen, allein man muß einem Freunde Vieles nachsehen. Lieber will ich gleich von dem sprechen, was mich betrifft. Seit gestern bin ich Bräutigam, ein glücklicher Bräutigam."

„Mit wem brauche ich nicht weiter zu fragen," sagte Frohlieb gewaltsam lächelnd.

„Du siehst, ich halte, was ich verspreche," lachte der Finanzrath. „Gestern habe ich Julie einfach gefragt, ob sie mich haben will. Sie war liebenswürdig bescheiden, verlangte nur mein Herz und meine Liebe und schwor mir zu, immer zärtlich und folgsam zu sein. Aber Du siehst nicht gut aus, Wilhelm; Dein Vater hat Recht, Du mußt an der Leber leiden."

„Wohl möglich, ich sitze viel," erwiederte Frohlieb, „allein ich fühle mich ganz wohl. Nimm meinen aufrichtigen Wunsch für Deine Zukunft. Mache Julie glücklich, sie verdient es."

„Dafür werde ich Alles thun, was ich vermag," erwiederte Leisegang. „Ich habe sie lieb, weil ich sehe, daß sie mich lieb hat; doch noch mehr, weil ich sehe, daß sie verständig ist."

„Sie besitzt ein sanftes, schönes Gemüth bei großer Bildung," sagte Wilhelm.

„Die übermäßige Bildung ist mir gleichgültig," fiel Leisegang ein.

„Ich meine auch nicht die angelernte, sondern die gleichmäßige Durchbildung des Herzens und des Geistes."

„Du bist ihr Verehrer," lachte der Finanzrath, „und ich will Dir nicht widersprechen; ich schätze sie jedoch mehr von der Seite ihrer praktischen Tugenden und der Harmonie, die zwischen unseren Neigungen besteht. Mein werther Schwiegerpapa wollte gleich morgen ein Fest veranstalten, um unsere Verlobung möglichst glänzend zu feiern, wie ihm denn überhaupt ein ausgebildeter Hang zur Verschwendung anklebt; doch Julie bat ihn und mich, Alles so still und einfach als möglich zu begehen, und damit unterstützte sie meine eigenen Absichten. Es soll noch nichts öffentlich bekannt werden. Wir haben Zeit dazu. Ich will zunächst erst in meines Onkels Stellung mich festsetzen. Jetzt könnte es mancherlei Anstoß finden, daß ich die Tochter des Rendanten heirathe, woran ich mich später noch weniger kehren werde, als ich es jetzt thue. Ich will jedoch jeden Schein vermeiden. Es ist allerdings bekannt genug, daß Hartfeld ein reicher Mann ist, doch will ich nichts von ihm haben, als seine Tochter,

was Dein Vater sehr mercantilisch findet, weil alles Andere von selbst nachkommt."

Er lachte und schüttelte Wilhelm's Hand. „Sieh doch nicht so trübselig aus," rief er ihm zu, „wir wollen jetzt unsere Gelöbnisse wahr machen, wollen uns zusammen verloben und dann unser gemeinsames Hochzeitfest feiern. Damit giebst Du mir zugleich Genugthuung für Deine Beleidigung, die ich noch nicht vergessen habe."

„Ich bin noch immer der Meinung," sagte Wilhelm, „daß ich meine Herzensangelegenheiten selbst besorgen muß."

„Ein Freund hat das Recht, sich auch dabei einzumischen," erwiederte Leisegang, „und ich will es thun, Du magst sagen, was Dir beliebt. Ich will Dir zu einer schönen, jungen Frau helfen, Die sich Deiner Hartherzigkeit wegen obenein grämt und nach Dir seufzt."

„Das wirst Du nicht thun wollen, wenn ich Dich nicht um Deinen Beistand bitte," sagte Wilhelm mit einigem Nachdruck.

„Aber Du wirst mich darum bitten."

„Gewiß nicht."

„Wir wollen es abwarten. Ich bin davon überzeugt."

„So laß uns nicht streiten, da es unnütz uns die Zeit verdirbt, die mir knapp genug zugemessen ist."

„Wie mir nicht minder," erwiderte der Finanzrath aufstehend. „Du mußt heirathen, und was ich dazu beitragen

kann, soll redlich geschehen. „Er nahm lachend Abschied, lud Wilhelm ein, ihn bald zu besuchen und sagte endlich: „Uebrigens wär's eine Schande, wenn Du Dir von einem Andern die hübsche Wittwe fortschnappen ließest. Du bist gescheidt genug, um einzusehen, daß dies geschehen kann, ehe Du es ahnst, also besinne Dich nicht lange und laß mich rufen, wenn ich helfen soll."

„Das verspreche ich Dir," versicherte Wilhelm, so scherzhaft, als er es vermochte; aber er war froh, als er allein war und allen verstellenden Zwang von sich abthun konnte. In tiefer Traurigkeit deckte er beide Hände über sein Gesicht, preßte die Finger in seine heißen Augen und sah verstört erst auf, als ihm nach einiger Zeit ein Billet gebracht wurde. Es kam von dem Kriegsrath und enthielt in wenigen Zeilen die Bitte, ihn noch heute zu besuchen. „Wenn Sie nicht kommen wollen," hatte Hartfeld hinzugefügt, „so bestimmen Sie mir die Zeit, wo ich Sie antreffen kann. Ich muß Sie sehen, mein Herz verlangt danach; auch betrifft es Mittheilungen, welche wichtig für uns Alle sind."

Frohlieb blickte lange auf dies Papier. Was war es denn, was so wichtig für ihn sein konnte? Ihm graute vor einem Gespräche mit seinem Vetter, und doch fühlte er zugleich auch ein Verlangen danach. Was wollte er ihm mittheilen? Betraf es etwa Julien? War es die

Nachricht ihrer Verlobung? Wollte er selbst ihm diese ankündigen? Und oh! sollte er die Braut sehen? Hatte sie ihm einen letzten Aufschluß über ihren Willen zu geben?

Er versank in Nachsinnen, aber das beruhigte ihn nicht. Es war etwas Geheimnißvolles bei dieser traurigen Herzenssache, das er sich nicht enträthseln konnte. Ein ahnendes Gefühl beschuldigte Julien's Vater, allein verständiges Ueberlegen sprach diesen immer von Neuem frei. Er hatte seiner Tochter keinen Zwang aufgelegt, und indem Wilhelm mißtrauisch umhersuchte, trat der große, freundliche Mann mit seinen treuen Augen, seinem biedern, offenen Wesen überwältigend vor sein Gedächtniß. Wie wäre es möglich gewesen, daß er, der allen Menschen half, allen Armen wohlthat, dessen Güte und Menschenliebe von tausend Zungen gepriesen wurden, sein eigenes Kind zum Unglück zwingen sollte? Und war es denn ein Unglück? War Leisegang nicht ein kluger, reicher Mann, dem Alles, was die Welt schätzt, gehörte? War er dagegen nicht ein untergeordneter Arbeiter, der weder auf Ehren, noch auf Titel und Ruhm und Orden, sondern bei allem Fleiß höchstens auf bescheidenen, bürgerlichen Wohlstand rechnen konnte? Oh! glücklich bevorzugt war auch er allerdings gegen die vielen, vielen Tausende, die mit aller Mühe und allem Eifer nicht aus Sorgen und Noth kommen, bis endlich der Tod sie von dem Fluch befreit, ge-

boren zu sein. Sein Geschäft warf einen hübschen Gewinn ab, und wären seine Mittel nicht beschränkt gewesen, so hätte er manche Unternehmung beginnen können, welche bedeutende Vortheile versprach. Da er diese Mittel nicht besaß, wagte er auch nichts Ungewisses, allein als er jetzt grübelnd nachdachte, flüsterte eine Stimme in ihm, daß eine reiche Frau ihm ja Alles geben könne, was er brauche, und einer der bösen Geister, die zwischen Erde und Himmel geschäftig schweben und in des Menschen Gehirn kriechen, um es mit verlockenden Bildern und Gedanken zu erhitzen, wiederholte ihm die Worte, welche Leisegang gesprochen hatte, als er ging: „Es wäre eine Schande, wenn ein Anderer die hübsche, reiche Wittwe bekäme, die sich um Dich grämt!“

Und es war ihm, als sähe er sie, wie ihre Augen voll Thränen hingen, als er sie tadelte, und wie sie auf der Schulter seiner Mutter weinte. Er wußte auch, was sein Vater wollte und hoffte, und was seine Mutter jetzt gern gesehen hätte. Seit Wochen war er darum selten zu seinen Eltern gekommen, immer nur zur Zeit, wo er gewiß war, Therese nicht zu treffen, und immer bereit, bei der ersten Anspielung auf sie die Flucht zu ergreifen. Warum denn das? War denn die hübsche Wittwe so abscheulich? — Er wußte sich eigentlich nichts Bestimmtes darauf zu erwiedern, aber das Gefühl der Abneigung gegen sie blieb auch jetzt

wenigstens als Gefühl der Gleichgültigkeit stehen, und ihm gegenüber sammelten sich seine Sehnsucht und seine Klagen und bildeten eine Gestalt, die immer noch Gewalt über ihn hatte. Da stand sie mit dem blassen Gesichte, und er sah in ihre dunklen Augen, auf deren Grund eine Flamme brannte, die verzehrend über ihn aufstrahlte. Es war Täuschung, es war erlogen! Dies Feuer war ein Irrlicht, dem er vergebens gefolgt und das ihn plötzlich in Finsterniß zurückgelassen. — Und was sollte er jetzt thun? Sollte er der Einladung nachkommen, auf die Gefahr hin, sich neue, große Schmerzen zu bereiten? Was sollte er ihr sagen, wenn er mit ihr zusammentraf? Ihr Glück wünschen? Was konnte er anders thun! — Ein Gemisch von Zorn und Sehnsucht rang in seiner Brust und ließ ihn lange bald diesen, bald jenen Entschluß bedenken und verwerfen.

Während dessen hatte Leisegang seinen Weg fortgesetzt und er befand sich noch in spottlustiger Stimmung über die ehrbare Widersetzlichkeit seines Freundes. „Im Grunde,“ sagte er zu sich selbst, „verdenke ich es ihm nicht, denn diese hübsche Wittwe ist eine äußerst widerwärtige, fratzenhafte Person; Alles an ihr ist gemacht, nichts wahr, nichts gesund, aber bin ich denn besser daran? So gut wie ich beide Augen zudrücke, kann er es auch thun, und was will er denn mehr!“

Bei diesen Worten blickte er zu dem Fenster eines

Hauses hinauf, an welchem eine Dame stand, welche er sogleich erkannte und höflich grüßte, denn es war Madame Petermann.

„Nun, wenn das kein Götterzeichen ist," lachte Leisegang, „so giebt es keines. Auf der Stelle will ich mein Werk beginnen." Mit diesen Worten trat er in das Haus, eilte die Treppe hinauf und zog die Klingel. Wenige Minuten darauf stand er vor der jungen Wittwe.

„Der Herr Finanzrath!" sagte sie überrascht, als er ihre Hand küßte, „wie komme ich zu dieser unerwarteten Ehre?"

„Längst wollte ich mir einen Besuch erlauben," erwiederte er. „Ebensowohl um Ihnen, meine gnädige Frau, meine Hochachtung zu beweisen, wie im Interesse eines mir sehr lieben Freundes, den ich unverschuldet leiden sehe."

„Einen Freund?" wiederholte die hübsche Wittwe ganz erstaunt.

„Einen Freund, den Sie kennen."

„O, ich weiß in der That nicht," fiel sie ein.

„Sie wissen es ganz gewiß," sagte er, sie anblickend.

„Nein wirklich! ich kenne Niemand, der unverschuldet leidet," versetzte sie kopfschüttelnd.

„Wenn ich unverschuldet sagte," begann er darauf, „so meinte ich dies so, daß seine Leidenschaft die Schuld seiner Leiden trägt. Können wir dafür, gnädige Frau,

daß unsere Leidenschaften zuweilen stärker sind, als unsere Vernunft? Sind nicht vielmehr diejenigen anzuklagen, deren Anblick uns in einen Zustand versetzt, wo wir alle Gewalt über uns verlieren?"

Sein Lächeln wurde von dem Lächeln der anmuthigen Frau beantwortet, die jedoch, nachdem sie ihre Augen niedergesenkt hatte, erwiederte, daß sie sich nicht erinnere, jemals zu einem so gewaltthätigen Verfahren Anlaß gegeben zu haben.

„Das haben Sie allerdings gethan!" rief der Finanzrath. „Ich wünsche sehr, daß es gegen Ihren Willen geschah, allein verzeihen Sie mir, Sie sind grausam gegen meinen armen Freund gewesen."

„Ich grausam!" rief Madame Petermann, sehr ergötzt darüber, daß Jemand ihr Grausamkeit vorwarf.

„Allerdings, so wenigstens glaubt mein betrübter Freund," sagte Leisegang.

„Nun wirklich," erwiederte die hübsche Wittwe in scharfem Tone, „dann ist die Art, wie dieser Freund sich gegen mich betragen hat, gewiß kein Mittel, um eine günstigere Stimmung zu erwecken."

„Theuerste, gnädigste Frau," entgegnete der Finanzrath achselzuckend, „bedenken Sie, daß, wenn ein Liebender einmal mißtrauisch daran zweifelt, ob die Geliebte ihm auch ihr ganzes Herz geschenkt hat, er sich um so leichter

einer gereizten Stimmung überläßt und in seiner Verzweiflung im höchsten Grade ungerecht wird."

„Er muß jedoch sein Unrecht einsehen," unterbrach sie ihn.

„Seine Verblendung läßt dies nicht zu. Er ist gekränkt, sieht sich verlassen, verschmäht und erbittert sich immer heftiger, statt Reue zu empfinden und sein Knie zu beugen, obwohl er dies mit Freuden thun würde, wenn er gewiß wäre, Verzeihung zu erhalten und — von allen Zweifeln geheilt zu sein."

„Man muß nicht allzuleicht Beleidigungen vergeben," sagte Madame Petermann, mit ihrem Taschentuche spielend. „Ich bin wirklich sehr ungerecht behandelt worden, wie ich es keineswegs erwartete."

„Aber Sie wissen doch," scherzte Leisegang, „daß Herr Daniel Frohlieb bei allen Dingen auf die Ursachen zurückgeht, und diese Ursachen," fuhr er fort, indem er die Bewegungen und die Sprache des ehrlichen Papas nachahmte, „sind in der That durchaus nicht mercantilisch zu betrachten, auch sind sie nicht christlicher Natur, sondern sie stammen aus dem Reiche eines kleinen heidnischen Gottes, der von je an die Menschen zu dem schlimmsten Thorheiten verführte. Darum verzeihen Sie diese Wirkungen ihrer Ursachen wegen und begnadigen Sie den Missethäter."

Die hübsche Wittwe konnte sich nicht enthalten, über diese leichtfertigen Spöttereien zu lachen, und je länger der Finanzrath sie unterhielt, um so mehr fand sie, daß er doch gar nicht so übel sei. Er war äußerst höflich, fing seine Reden immer mit den Worten: Gnädige Frau, oder einer andern ehrfurchtsvollen Benennung an, wie diese in der höheren Gesellschaft üblich sind und welche in Madame Petermann's Ohren äußerst angenehm klangen. Dabei war er voller Laune und Einfälle, witzig und immer bereit Anspielungen zu machen, die ebensowohl ergötzten, wie schmeichelten, so daß eine Stunde beinahe verging, ohne daß eine langweilige oder verlegene Stille eingetreten wäre. Von der Angelegenheit der Dame sprang Leisegang zu seinen eigenen über und plauderte ungemein offenherzig und drollig, als sei er der gutmüthigste und harmloseste Mensch. Er erzählte ihr von seinem Oheim, den er soeben verloren, von seiner Jugendfreundschaft zu Wilhelm Frohlieb, von seinem Lebensverhältnissen und von dem Kriegsrath Hartfeld und dessen Tochter.

Madame Petermann erinnerte sich dabei, daß die Scene, welche sie gehabt, um diese fatale Person entstanden sei, und sie fragte mit einem arglistigen Blitzen ihrer blaugrauen Augen: „Fräulein Hartfeld ist wohl sehr schön, Herr Finanzrath?“

„Wenn dies wirklich der Fall wäre,“ erwiederte er,

„würde ich es eben jetzt gewiß nicht zu behaupten wagen.“

„Aber sie soll sehr geistreich sein,“ fuhr sie fort, indem sie that, als glaubte sie daran.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Jemand, von dem ich auch noch andere Dinge gehört habe.“

„O! Wilhelm! Ich kann es mir denken. Was hat er Ihnen mehr gesagt?“

„Daß sie“ — Madame Petermann hörte auf und fing an zu lachen. „Es ist doch sehr komisch,“ begann sie dann, „daß ich Ihnen das berichten soll.“

„Ich kann es mir wohl denken,“ sagte Leisegang. „Er hat Ihnen meine Verlobung im Voraus gemeldet. Ist es nicht so?

Ist es etwa nicht wahr?“

„Keineswegs. Er hat mich als Beispiel aufgestellt, um sich selbst Muth zu machen.“

„Aber mein Gott!“ rief Madame Petermann erstaunt, „er hat es mit der allergrößten Bestimmtheit behauptet.“

„Nun, ich sage Ihnen mit noch größerer Bestimmtheit, daß er dann besser unterrichtet war, als ich selbst,“ fiel er ein. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, meine gnädigste Frau, also behaupte ich nicht etwa, es könne nicht

geschehen; allein eine so ernste Angelegenheit will wohl überlegt werden."

„Allerdings," sagte die hübsche Wittwe, „man muß alle Verhältnisse streng prüfen."

„Und endlich doch nur sein Herz fragen, nur nach wahrer Neigung wählen," fuhr er fort, indem er sie mit geheimer Bosheit anblickte. „Nur keine Heirath um Geld, obenein wenn man selbst Vermögen besitzt."

„Sie denken sehr edelmüthig, Herr Finanzrath," sagte sie beistimmend.

„Nach Grundsätzen," erwiederte er. „Hüte sich Jeder vor Leichtsinn! Leichtsinnige Heirathen haben das Lebensglück vieler der trefflichsten Menschen zerstört, aber schöne, liebenswürdige Frauen flechten, wie unser großer Dichter sagt, himmlische Rosen in's irdische Leben." Er ergriff die Hand der lächelnden jungen Frau und sah sie bittend an. „Erlauben Sie mir ein vertrautes Wort," sprach er, sich zu ihr neigend. „Mein Freund Wilhelm ist ein überaus vortrefflicher Mensch. Wahr, redlich, dabei verständig und trotz seiner schlichten Einfachheit klug und geschickt. Er verdient es, von einer schönen Frau geliebt zu werden, die ihn als ein getreuer Engel leitet und behütet. Ich habe daher geschworen, daß er glücklich werden soll, und noch mehr als das, ich habe gelobt, daß wir gemeinsam unsere Hochzeit feiern müssen. So lassen Sie sich doch erweichen,

gnädigste Frau, damit vereinigt und gemeinsam ein Band der Freundschaft uns umschlinge."

„Was soll ich denn thun, bester Herr Finanzrath," fragte Madame Petermann, als er fortfuhr sie anzuschauen und ihre Hand festzuhalten.

„Zunächst sollen Sie mir die Versicherung ertheilen, daß Sie meinem armen Freunde verziehen haben."

„Weiß ich denn, ob er dies wünscht?" erwiederte sie.

„Er darf also kommen?"

„Wenn er aufrichtiges Verlangen danach empfindet. Ich bin durchaus nicht geistreich, nein, gewiß nicht — sehr einfach."

Leisegang ließ seine Augen umherwandern. Die schlanke junge Wittwe trug ein prächtiges Morgenkleid mit Bortenbesätzen, und ihre Wohnung paßte zu dem Ausputz ihrer Person. Ihre Zimmer waren vollgestopft mit allerlei Möbeln, Decken, bunten Stickereien, Behängen, Glasschränken voll Silbergeräthe und zierlichen Spielereien, Uhren, Spiegeln, Broncen; Alles war äußerst sauber gehalten, da Madame Petermann den größten Theil ihrer Zeit damit zubrachte, Staub abzuwischen und zu poliren, aber das Ganze sah wie ein Mosaikkasten und geschmacklos genug aus.

„Ich wüßte nicht, wo es ihm besser gefallen könnte, als in dieser edlen Einfachheit und Stille," sagte er darauf.

„Man vergißt bei Ihnen, daß die Zeit Flügel hat, und daß die schönsten Stunden leider keine Dauer haben.“ Damit stand er auf und fügte eine ganze Reihe ähnlicher hochtrabender und wenig bedeutender Redensarten hinzu, welche ausdrücken sollten, daß es ihm unendlich leid thue, sich jetzt empfehlen zu müssen. Hierauf verneigte sich Madame Petermann, erwiederte einige dankende Worte über das große Vergnügen, das sein Besuch ihr gemacht, worauf Leisegang die Hoffnung kundgab, daß er wiederkommen dürfe, wozu Madame Petermann beifällig lächelte.

„Ich werde wiederkommen,“ sagte der Finanzrath, die Hand auf sein Herz legend. „Im Interesse meines Freundes sowohl, wie in meinem eigenen Interesse wird es mich zu Ihnen ziehen, gnädigste Frau. Wir werden dann gemeinsam die Wirkungen der Ursachen zu betrachten haben, welche ich aus diesem glücklichen Geschäft erwarte.“

„Nehmen Sie auch meine unterthänigen Glückwünsche für Fräulein Hartfeld und was Sie hoffen und wünschen,“ lachte die schöne Wittwe.

„Ich verspreche, daß ich Ihnen Alles vertrauen werde, sobald ich dies thun darf,“ sagte er, und als er aus dem Hause war, fügte er hinzu: „Allein ich denke niemals in diese Lage zu kommen. Hübsch ist sie, aber unangenehm. Der Himmel erbarme sich über Wilhelm, allein heirathen muß er sie. Jetzt ist dafür zu sorgen, daß er zu Einsehen

gelangt, und ich denke, daß ich guten Grund dazu gelegt habe."

Was der Finanzrath sich zutraute, hatte jedoch weniger Grund, denn Frohlieb war weit entfernt davon, den Ermahnungen seines Freundes Eingang zu gestatten. Seine Vorstellungen blieben flüchtige Eindrücke, die bald von anderen gegnerischen überwältigt wurden, und als er sich dazu entschloß, der Einladung des Kriegsraths Folge zu leisten, dachte er nicht mehr an die Wittwe. Zur angegebenen Stunde verfügte er sich zu Hartfeld mit der inneren heftigen Unruhe und der äußeren erzwungenen Kälte eines Menschen, der das letzte Urtheil in einem Prozeß erwartet, von dem er im Voraus weiß, daß er ihn verloren hat, und dennoch begierig ist, die öffentliche Ankündigung genau zu hören. Er wurde in das Zimmer des Kriegsraths geführt, der mit beiden ausgestreckten Händen ihm entgegenkam, ihn umarmte und nach dem Sopha führte, dort niederdrückte und mit väterlicher Zärtlichkeit ihn anschaute und befragte. „Mein lieber Wilhelm," sagte er, dicht an ihn rückend, „warum sind Sie nicht einmal zu mir gekommen? Ich beklage noch immer, daß meine Wünsche sich nicht erfüllt haben."

Hier unterbrach ihn der junge Mann, indem er ihn bat, kein Wort mehr über das, was unabänderlich geschehen, zu verlieren. „Sie haben an mich geschrieben,"

fügte er dann hinzu, „ich bin Ihrer Aufforderung nachgekommen.“

„Sie haben Recht,“ sagte Hartfeld, „wir müssen uns auf das bestimmte Ziel beschränken. Zunächst wollte ich Sie sehen, um Ihnen zu sagen, daß ich noch der Alte bin und immer bleiben werde; dann aber hat man mir erzählt, daß Sie leiden und sich Ihrem Kummer überlassen, dagegen wollte ich Ihnen Vorstellungen machen; endlich, lieber, guter Wilhelm — ja das gehört zu der Medizin, die ich Ihnen eingeben will — muß ich Ihnen mittheilen, daß Julien's Verlobung mit Leisegang erfolgt ist und nächstens auch öffentlich bekannt werden wird.“

„Sie sagen mir nichts Ueberraschendes,“ erwiederte Frohlieb, „Leisegang selbst hat mich schon heute davon benachrichtigt.“

„Hat er das gethan!“ rief Hartfeld. „Nun dann noch eine Bitte, lieber Vetter. Leisegang weiß nichts von meinen Wünschen, und es ist gewiß das Beste, wenn er auch niemals etwas davon erfährt.“

Ein helles Roth überdeckte Wilhelm's Gesicht. „Wenn dies die Ursache ist, weshalb Sie mich zu sprechen begehrten,“ sagte er, „so war jede Sorge überflüssig.“

Der große Mann schüttelte sanft und strafend den Kopf. „Was denken Sie denn von mir?“ sagte er, seine klaren Augen aufhebend. „Kennen Sie mich wirklich nicht

besser, um so wenig Vertrauen zu haben? Nein, mein lieber Wilhelm, dessenwegen wünschte ich Sie nicht zu sprechen. Ich weiß, daß wir in Ihnen einen treuen, edelgesinnten Freund besitzen, der uns niemals verloren gehen wird."

Der Ton innigster Ueberzeugung, mit welcher Hartfeld dies sprach, und der Ausdruck herzlichster Liebe in seinem Gesicht rührten den jungen Mann aufs Tiefste. Er erwiederte den Druck, mit welchem sein ehrwürdiger Verwandter seine Hände umschloß, und sagte leise: „Verzeihen Sie mir, Sie sind gut und großmüthig und können um Ihres Lebens Preis kein Unrecht thun. Ich klage auch nicht an, denn ich habe keinen Grund dazu. In Arbeit und Geduld bewährt sich ein Mann. Sie haben mich darauf hingewiesen, mein väterlicher Freund, ich danke Ihnen dafür."

„In Arbeit und Geduld," wiederholte Hartfeld, „stärkt sich jeder Mensch und trägt, was er tragen muß, aber wir haben auch Pflichten sowohl gegen uns selbst, wie gegen Alle, die wir lieben. Das ärmste Wesen will glücklich sein. Jede Blume, jeder Halm hat die Zeit, wo er Blüthen treibt und frische Keime; diese Zeit soll nicht unbenutzt verstreichen. Arbeit ist stärkend und Geduld die höchste Menschentugend, allein diese Arbeit muß freudig sein und die Geduld belebend. Mein liebes Kind, höre, um was ich Dich bitte: Ein junger Baum soll nicht traurig

seine Blätter senken, er soll muthig auch in Stürmen sein Haupt erheben und dem Gärtner Schatten bieten, der ihn gepflanzt. Ihr Vater war bei mir, Vetter Wilhelm, und das ist die Ursache, warum ich Sie zu mir bitten ließ. Ihr Vater ist in größter Sorge um seinen Sohn, der ihm Freude machen soll, aber Kummer verursacht."

„Mein Vater? Was wollte er?" unterbrach ihn der junge Mann.

Hartfeld faßte seinen Arm und sagte zu ihm gebeugt: „Er will, daß Sie heirathen sollen."

Unmuthig betroffen stand Wilhelm auf. „Das also ist es," sagte er. „Das ist allerdings eine eigenthümliche Art, mein Leid zu heilen. Oh, ich weiß, mein Vater wünscht es, aber Sie — Sie —"

„Ich wünsche es ebenfalls," fuhr Hartfeld ruhig fort. „Die Frau, welche man seit langer Zeit schon für Sie bestimmt hat, ist jung und angenehm, dabei vermögend und Ihnen zugethan. Unterbrechen Sie mich jetzt nicht, lassen Sie uns ruhig überlegen. Sie sind krank an einer Wunde, welche Heilung verlangt. Was kann da besser thun als eine sanfte Hand, welche Lebensbalsam darauf schüttet? Liebe thut dem wunden Herzen am wohlsten, und wie vieles Glück verbreiten Sie. Ihre alten Eltern segnen diese Liebe, alle Ihre Freunde freuen sich, so auch die Frau selbst, welche Ihnen anhängt. Und nun, mein Kind, noch eine andere,

die praktische Seite. Sie sind ein Geschäftsmann, sind jung und streben vorwärts. Das Vermögen Ihrer Frau wird sich in Ihrer Hand verdoppeln und Ihnen Reichthum zuführen."

„Mich verlangt nicht danach!" murmelte Frohlieb.

„Verlangt nicht danach," wiederholte Hartfeld. „Danach muß jeder Mensch Verlangen tragen, denn" — seine Stimme sank tiefer herab — „Geld giebt uns Alles, Armuth führt uns zur Sünde, zum Verderben. Haben Sie nicht im Buche Hiob gelesen, daß der fromme Mann zu Gott betete: Herr, bewahre mich vor Armuth, damit ich nicht schlecht werde! Darin liegt hohe Weisheit, mein Kind. Alles, was das Leben verschönt, gewährt uns der Reichthum. Wir können unseren Mitmenschen nicht helfen, können nichts Gutes thun, falten vergebens unsere Hände zum Himmel, wenn wir arm sind. Geld ist eine große Macht, mein lieber junger Freund. Was ist das redlichste Dasein werth, wenn es in Sorge mit Kummer und Entbehrung verbracht wird. Reichthum giebt Ansehen und Ehren, Armuth ist die Mutter aller Verbrechen. Ja, höre an, mein Sohn, höre, was ich in meinem greisen Haar Dir sage: An die Armuth hängt sich alle Versuchung auf Erden, alle Laster strecken ihre Hände gierig nach dem Armen aus. Tausend Fesseln, tausend Ketten schlingen sich um ihn und ziehen ihn nieder. Reichthum allein macht unabhängig,

frei und hält den Teufel von uns ab. Strebe dahin, mein Kind, ja strebe dahin, Reichthümer zu erwerben, dadurch allein kannst Du den Menschen nützen und Dich selbst zu ihrem Wohlthäter machen."

Wilhelm war erstaunt über die eindringliche Art, mit welcher sein Verwandter ihm diese Lehren vortrug, denen er nicht überall beipflichtete. „Die Wohlthaten der Reichen haben für die gesammte Menschheit bis jetzt noch wenig Segen gebracht," sagte er, „auch ist Hiob's Gebet leicht mißzuverstehen. Jeder Leichtsinnige oder jeder Dieb und Betrüger könnte sich damit zu entschuldigen suchen, daß er betrogen oder gestohlen habe, weil er leider nicht reich gewesen sei. Jeder könnte sich damit rechtfertigen, daß er verschwenden müsse, weil er berechtigt sei, sein Leben zu verschönen, und nebenbei auch Gutes zu thun. Aber viele der edelsten und ersten unter den Sterblichen sind arm gewesen und geblieben, und eben diese Beispiele tugendhafter Armuth und Entbehrung leuchten ja noch jetzt belebend aus der Weltgeschichte allen Menschen zum Beispiel."

„Das ist Phantasterei!" rief Hartfeld mit geröthetem Gesicht. „Man muß die Lebensklugheit nicht vergessen." — Der Ton dieser Worte klang scharf und gereizt, dabei erhob er sich und schien das Gespräch abbrechen zu wollen, allein nach einigen Augenblicken begann er mit seiner milden Herzlichkeit noch einmal seinen Verwandten zu ermahnen.

„Ich hoffe, Sie überlegen es reiflich," sagte er, „und dann werden Sie finden, daß mein Rath ein guter, wohlgemeinter Rath ist. Was Sie verloren haben, muß ersetzt werden durch häusliches Glück, durch eine Frau, die, wie Leisegang allerdings nicht mit Unrecht sagt, so viele Vorzüge hat, daß Viele danach trachten."

„Leisegang's Urtheil ist kein Maßstab für meine Wünsche," erwiederte Wilhelm.

„Wir stimmen ihm alle bei, widerspenstiger Vetter. Auch Julie, auch sie wünscht es."

„Julie? Sie gewiß nicht!"

„Auch ich! ja, auch ich!" antwortete eine leise Stimme hinter ihm und erschreckend, indem er sich umwandte, sah er die treulose Geliebte hereintreten. „Gut, daß Du mir zur Hülfe kommst, mein Kind!" rief ihr Vater ihr entgegen. „Vielleicht glaubt er Dir mehr als mir. Sage ihm Alles, was Du darüber denkst, denn es giebt gewiß noch mancherlei Gründe, welche ihn überzeugen müssen."

Damit entfernte er sich und ließ den bestürzten Vetter mit seiner Tochter allein. Frohlieb heftete seine Augen weich und vorwurfsvoll auf sie, deren Gesicht eigenthümlich von dem Abglanz des falben Gewölkes beleuchtet wurde, das den Abendhimmel bedeckte. Er konnte jeden kleinen Zug erkennen, der ihre Lippen umschwebte, die stille Freudigkeit in ihren Blicken, den Ausdruck der Ruhe, der auf

ihrer Stirn zu leuchten schien. Es war, als wollte sie sein Herz damit erfüllen und ihm Muth geben, und wirklich fühlte er diesen sich verstärken, als sie ihn anredete.

„Ich weiß eigentlich nur einen Grund, den ich Ihnen anführen kann,“ sagte sie, „allein er gilt für viele. Er betrifft Ihr Glück, mein lieber Freund.“

„Das können Sie sagen, Julie! Mein Glück!“ erwiederte er seufzend.

„Mit voller Ueberzeugung. Ein Herz erwartet Sie, das Ihnen gehört und Ihnen Ersatz bieten wird für Alles, was nicht sein konnte.“

„Aber ich — ich liebe diese Frau nicht!“

„Sie wird Ihre Liebe erwerben, denn Liebe erweckt Liebe; und wie mein Vater mit großem Rechte sagt,“ fügte sie hinzu: „man muß verständig nachdenken und bei der Wahl, die man trifft, nicht einer vorübergehenden Leidenschaft folgen.“

„Vorübergehende Leidenschaft!“ murmelte er. „Sie urtheilen hart.“

„Ich habe selbst danach gehandelt und fühle, daß ich Recht daran that. Ja, das habe ich, mein Freund, ich konnte nicht anders. Stände es heute noch in meiner Macht zu wählen, ich würde dieselbe Wahl treffen.“

„Julie!“ rief er erschüttert, zürnend und bebend, „wie ist es möglich, daß Sie mir dies sagen können!“

„Weil es meine Pflicht ist," antwortete sie.

„Sie mit Ihrem weichen, gütigen Herzen, fühlen Sie nicht, wie weh Sie mir thun?"

„Nein, denn es muß so geschehen, die Vergangenheit müssen Sie ausreißen aus Ihrer Brust, wie wucherndes Unkraut, damit die Zukunft Platz darin hat. Bin ich denn nicht Ihre Freundin? Wollen Sie fruchtlos klagen, statt zu handeln, wie es gut ist? Ihr Lebensglück verlangt es, Ihre Ruhe, Ihr Friede und auch der meine — ja auch um meinetwillen fordere ich es."

Ihre zitternde Stimme war fester geworden, und bei ihren letzten Worten richtete sie sich auf und sah ihn voll Ueberzeugung an. „Ich könnte es nicht ertragen," fuhr sie fort, „wenn ich Sie freudlos, allein und unglücklich wüßte, ich die Ursache wäre, daß Sie alle Vorstellungen Ihrer Eltern, Ihrer Freunde zurückwiesen, deren Vorwürfe mich träfen. Ich bete zu Gott, daß er Sie segne; ich weiß, daß es geschehen wird, denn Sie werden die Frau glücklich machen, die Sie wählen, Sie werden von ihr geliebt werden, wie Sie es verdienen. Darum, mein lieber theurer Freund, ja um unser beider irdisches Heil bitte und beschwöre ich Sie, werfen Sie den Kummer von sich, den ich Ihnen gemacht, beginnen Sie ein neues Leben, das Ihnen Ersatz gewährt für Alles — Alles was verloren

ging — o, mein Gott! glauben Sie mir, zu Ihrem irdischen Heil verloren gehen mußte!"

Sie reichte ihm beide Hände hin, diese waren todtenkalt und lagen eine Minute lang regungslos zwischen seinen glühenden Fingern, welche sie fest umschlossen.

„Das ist Alles wahr," sagte er mit dem tonlosen, müden Ausdruck der Gleichgültigkeit. „Sie haben wirklich Recht, man muß das Leben nützen, ehe die Reue kommt. Die Erscheinung flieht, sagt der Dichter, und Leidenschaft ist unbeständig. Haben Sie wirklich dies Alles so schnell eingesehen, Julie, und gab es keinen anderen Grund, Ihre Liebe zu mir — ich setze voraus, daß ich diese, oder was man so nennt, einst besaß — gab es keinen andern Grund, diese Liebe aus Ihrem Herzen zu reißen und — vernünftig zu handeln?"

Er blickte sie dabei starr und ernsthaft an. — „Es gab keinen anderen Grund, als meine bestimmte Ueberzeugung, daß es für uns beide so am besten sei," antwortete sie mit fester Stimme.

„Ja, so haben Sie auch darin Recht, so ist es Zeit auch für mich, die Vergangenheit mit einem herzhaften Stoß zu ermorden. Ich danke Ihnen für den guten Rath."

„Sie wollen ihn also befolgen?"

„Ich will thun was Sie wünschen, denn im Grunde weiß ich nicht, warum ich es nicht sollte. Es ist wirklich

in vieler Beziehung vortheilhaft. Ich werde mein Geschäft vergrößern können, manche gewagte Unternehmung beginnen, warum nicht mit dieser den Anfang machen? Man muß speculiren, um zu gewinnen. Es ist jetzt die Zeit, wo ein Jeder sein Glück versucht. Leben Sie wohl, Julie."

Er ließ ihre Hand fallen und wandte sich von ihr. Sie hielt das Tuch vor ihre Augen.

„So wollen wir denn beide glücklich werden," fuhr er fort, indem er sich einige Schritte entfernte und stehen blieb. „Wenn wir es sind, wollen wir uns gegenseitig freuen, so klug gewesen zu sein."

„O Wilhelm!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Rufen Sie mich zurück, Julie? Giebt es noch etwas, was Sie mir zu vertrauen hätten?"

„Nichts, nichts! Gott sei mit Ihnen! Halten Sie Wort!" sagte sie, ihre Hände faltend und verließ das Zimmer.

Er stand noch einige Augenblicke. „O, warum nicht?" antwortete er dann. „Warum unnütz die Zeit verlieren!"

Neuntes Capitel.

„Und dieses ist es, was ich sage, Thereschen!" rief Herr Frohlieb zu derselben Zeit, indem er äußerst lustig sich die Hände rieb und dann den Zeigefinger aufhob und Weisheitsfalten zog. „Es ist unsere Pflicht als Menschen und Christen, immer das Allerbeste von unseren Zeitgenossen zu glauben, warum sollten wir es also nicht auch von diesem Falle thun? Er ist zwar ein Fuchs, vor dem man sich am meisten hüten muß, wenn er ein frommes Gesicht macht und in die Kirche gehen will, und Sie können ihn nicht ausstehen, allerschönste Frau, ich weiß es —"

„O!" rief Madame Petermann lächelnd, indem sie sich zu der kleinen Frau wandte, neben welcher sie saß, „was der Papa nicht alles wissen will! Der Finanzrath hat mir niemals so übel gefallen. Ich halte ihn für einen sehr feinen Mann."

„Fein, superfein!“ schrie Herr Frohlieb, „dieses ist durchaus wahr und richtig.“

„Auch halte ich ihn für Wilhelm's wahrhaften Freund,“ fuhr Madame Petermann fort, „da er einen so innigen Antheil an ihm nimmt.“

„Hm! allerdings — gewiß — vielleicht,“ versetzte Herr Frohlieb nachdenklich an sein langes Kinn fassend, „aber aus welchen Wirkungen, Thereschen, schließen Sie auf diese Ursachen?“

„Sie haben mir ja selbst gesagt,“ erwiederte die junge Frau, „daß der Herr Finanzrath — ach, warum sollte ich es wiederholen.“

„Richtig!“ rief Herr Frohlieb, „bei meiner Seele! das hat er gesagt. Wilhelm ist ein Narr, sagte er, man muß es jedoch jetzt dulden. Er muß einsehen, daß er Unrecht hat, und dahin wird er schon gelangen, das lassen Sie meine Sorge sein.“

„Das ist doch sehr edel von ihm.“

„Ja, wenn es wahr ist,“ grinste der Papa kopfnickend.

„Aber warum sollte es denn nicht wahr sein?“

„Weil,“ sagte Herr Frohlieb, „weil“ — er wollte nicht sagen, was Leisegang hinzugefügt hatte, daß es übermäßig dumm sein würde, wenn Wilhelm sich das Geld entgehen ließe — „ja weil man niemals wissen kann, was dieser Finanzrath eigentlich im Schilde führt.“

„Was kann er denn hier im Schilde führen?“ fragte Madame Petermann. „Denken Sie, beste Mama, daß er etwas im Schilde führt?“

„Ich denke wirklich gar nichts mehr,“ antwortete die kleine Frau seufzend. „Es ist traurig, wenn man Wilhelm ansieht, er wird alle Tage magerer.“

„Ach, das ist kein Unglück, Mama,“ fiel Herr Frohlieb belehrend ein. „Nur nicht fett werden, nur keinen Bauch bekommen, zumal in der Jugend. Wenn der Finanzrath keinen Bauch hätte, würde er den liebenswürdigen Damen ganz anders gefallen.“

„Er gefällt ja einer sehr geistreichen Dame, die sich sterblich in ihn verliebt hat,“ lachte die hübsche Frau.

„In ihn verliebt? o, glauben Sie?“ schrie Herr Frohlieb. „Die soll wohl noch geboren werden, die sich in den verliebte.“

„Eine Närrin ist sie, ja das ist sie!“ fügte die kleine Frau hinzu. „Ich nähme ihn nicht, so alt ich bin!“

„Aber Mama! dieses muß ich mir auch verbitten,“ sagte Herr Frohlieb mit einer weiten Bogenschwenkung, „ich werde mich auf keinen Fall scheiden lassen.“

„Ein Mann braucht nicht schön zu sein, wenn er klug ist und eine hohe Stellung hat,“ antwortete Madame Petermann. „Aber sieht denn Wilhelm wirklich so angegriffen aus?“

„Sehr angegriffen in seinen innersten Verhältnissen," versetzte Herr Frohlieb.

„Wie ist denn das möglich, beste Mama?"

„Er grämt sich wohl," seufzte die kleine Frau.

„Warum grämt er sich? Ich sehe keinen Grund dazu; oder ist ein solcher vorhanden?"

„Nichts ist vorhanden!" rief Herr Frohlieb. „Einbildung, schlechte Verdauung, Druck auf die Leber, Gram, oh!" — Er blickte über die Schulter und sah seinen Sohn hereintreten. „Da kommt er eben, wo man vom Wolf spricht," schrie er ihm vergnügt entgegen. „Wie so, Gram, Willem? Komm hierher, mein Junge, sieh Deinen Vater an. Es ist auch so eine von den krankhaften, modernen Erfindungen, der Gram. Warum soll ein Mensch sich grämen, wenn er Grundsätze hat, nach denen er handelt? Alles richtig überlegt, so ist es die allergrößte Thorheit, wenn ein sein irdisches Dasein genießendes Wesen sich grämen will."

„Du hast Recht, lieber Vater, ich gräme mich auch nicht," erwiederte Wilhelm.

„Wie ich es sagte, Thereschen!" rief Herr Frohlieb. „Er grämt sich nicht — wo wäre denn auch eine Ursache dazu? Und es ist auch nicht wahr, Mama, daß er so schrecklich mager geworden wäre. Sehen Sie, herzliebstes

Thereschen, sehen Sie diesen kraftvollen Wuchs an und diese Brust dazu."

Er schlug ein fröhliches Gelächter auf, indem er seinen Sohn näher führte, der sich nicht dagegen sträubte und Herrn Frohlieb's günstige Meinung noch mehr bestätigte, da eine frischere Färbung in sein Gesicht trat. Sanftmüthig und mit einem schwachen Lächeln reichte er seiner Mutter die Hand hin. Die kleine Frau warf einen stolzen Blick auf ihn, und dann einen einladenden auf die hübsche Wittwe, welche noch immer stumm war und ihre Augen auf Alles richtete, nur nicht auf den nahenden Freund.

Er beobachtete sie, indem er sich verbeugte und ihr einige freundliche Worte sagte, aber durch sein Mark lief dabei ein fröstelnder Schauer, den er gewaltsam überwinden mußte. Auf dem Wege hierher war es ihm gewesen, als könne er ihr jetzt in's Gesicht lügen, nun er aber vor ihr stand, schnürte ihm eine nicht abzuschüttelnde Gewalt die Kehle zu. Sie war weder häßlich, noch unangenehm. Dennoch konnte er unmöglich sich vertraulich zeigen. Er hatte das Gefühl, als strecke er die Hand nach etwas Entsetzlichem, Eiskaltem aus, und in dieser Bedrängniß füllte sich sein ganzes Gesicht mit dunkler Röthe, und seine Verlegenheit war so groß, daß er sich beim Sprechen verwirrte und einhalten mußte, als Madame Petermann endlich zu ihm aufblickte. Sein Anblick war ein Triumph für sie,

denn er sah schülerhaft beschämt und fassungslos aus. Ihre blaugrauen, grellen Augen strahlten vor Vergnügen, die schmalen, zusammengekniffenen Lippen konnten ein übermüthiges Lachen kaum mehr hindern. Hätte er diesen Augenblick benutzt, wäre er ihr zu Füßen gefallen, oder hätte auch nur in dieser Verwirrung aus einiger Entfernung ihre Vergebung angefleht, diese würde ihm auf der Stelle geworden sein; allein dahin gelangte er nicht, und die junge Frau ergötzte sich an seiner scheuen Unbehülflichkeit, ohne ihm zu Hülfe zu kommen.

„Wirklich, Herr Frohlieb," sagte sie endlich, als er nicht weiter konnte, „ich freue mich, Sie so wohl zu sehen. Man hatte mir erzählt, daß Sie äußerst angegriffen aussähen."

„Ich habe mancherlei Gemüthsbewegungen gehabt," erwiederte er stockend.

„Aber warum haben Sie sich nicht zerstreut?" fragte die hübsche Wittwe, von seiner Antwort noch mehr belustigt. „Ich weiß das freilich nicht, vielleicht waren Sie häufiger bei Lustbarkeiten, als ich denke."

„Ich war sehr viel allein, da meiner Stimmung dies am besten schien, wie überhaupt zerstreuende Gesellschaften nicht meine Sache sind."

„Was wollten Sie noch hinzufügen?" fragte sie, als er schwieg.

„Ich wollte nur die allgemeine Bemerkung machen, daß ein Jeder wohl zu Zeiten am liebsten allein ist, wenn er nicht da sein kann, wo er noch lieber in Gesellschaft wäre."

„Sehr richtig!" rief Herr Frohlieb, „allein aus dieser innerlichen Betrachtung geht das denkende Wesen hervor, sobald es sein Geschäft mit sich abgeschlossen hat."

„Sollte dies wirklich der Fall sein?" lachte Madame Petermann, und der Blick, den sie auf ihren Anbeter warf, war so schelmisch einladend, daß eine Erklärung sehr nahe lag; allein Wilhelm schien davon nichts zu bemerken. Er sah starr vor sich hin und stand dann in größter Unruhe auf.

„Sage uns also ein für alle Mal die Wahrheit, mein Junge!" schrie Herr Frohlieb, „ob Deine mercantilischen Grundsätze nunmehr in's Reine gekommen sind."

„Ich denke, daß diese eigentlich niemals in Frage gestellt waren," sagte der junge Mann, indem er Wort für Wort aussprach; „abgesehen aber von allem Andern, was mich bestimmen könnte, ist mein Herz und dessen Gefühle —" Er hob seine Hand auf und legte diese langsam auf seine Brust, zugleich hob er seine Augen auf und sah die hübsche Wittwe schwermüthig an. Sie lachte, und obwohl mit einer Miene, die Unschuld ausdrücken sollte, hatten ihre Blicke einen so boshaft spottenden Glanz, daß

wiederum sein ganzer Kopf wie mit Blut bedeckt aussah und die Stimme ihm den Dienst versagte. Es war ihm unmöglich, weiter fort zu fahren, unmöglich, auch nur durch ein Zeichen, oder durch einen verzweiflungsvollen Entschluß ein Ende zu machen. Er fühlte davor ein Entsetzen, das ihn zur Flucht trieb. „Ich kann diese Frau nicht lieben, kann nicht mit ihr leben!" schrie eine Stimme in ihm, und eine andere antwortete mit derselben Gewalt: „Du mußt, Du Narr! Was hast Du Dir gelobt? Du mußt!"

In einer Minute bestand er einen langen, entsetzlichen Kampf; einen Kampf um sein Leben mit allen bösen Mächten, die ihn drängten und hetzten, bis er plötzlich wild umherblickte und seinem Vater zurief: „Wo ist Leisegang? Der weiß Alles, er soll mir beistehen!" Und wie ein Verfolgter lief er hinaus.

„Wilhelm, so halt doch, Wilhelm!" schrie Herr Frohlieb.

Aber er hielt nicht an, er sprang die Treppe hinauf und hinter ihm her erscholl ein lautes Lachen und Madame Petermann's helle Stimme.

Er klopfte inzwischen an die Thür des Finanzraths und fühlte sich erleichtert, zugleich aber auch beschämt, und doch nicht im Stande, umzukehren. Er besann sich einige Augenblicke; das Bewußtsein des Kindischen und Lächer=

lichen arbeitete in ihm, dennoch war er froh, entkommen zu sein. Während er noch einige Male klopfte, kühlte sich die Gluth in seinem Kopfe ab, und gleich einem Strome von Eis lief der Gedanke durch diesen hin, umzukehren, allen Widerstand aufzugeben und mit drei Worten sich zu unterwerfen.

In dem Augenblicke aber öffnete Leisegang seine Thür und als er den Freund erblickte, fing er an zu lachen. „Du bist es," sagte er. „Komm herein. So schnell also ist es gegangen? Du hast überlegt?"

„Ja."

„Und hast gefunden, daß ich Recht habe?"

„Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß ich muß."

„Mein guter Freund," sagte Leisegang, ihn auf die Schulter klopfend, „wer dahin gekommen ist, sich das zu sagen, der hat jedenfalls auch Recht. Was wir müssen, ist immerdar höchstes Recht für uns; es ist die Spitze unseres Willens, also giebt es nichts Höheres. — Was willst Du also jetzt thun? Das Einfachste und Beste ist jedenfalls, gehe selbst hin zu Deiner Schönen, sage: Madame, ich liebe Sie! und mache keine Umstände mit ihr. Je weniger Umstände mit Frauen dieser Art gemacht werden, um so besser kommt man mit ihnen fort. Dick aufgetragen, sowohl Spaß wie Ernst, ist ihnen das Liebste. Schmeichle ihr, streichle ihre Eitelkeit, so hast Du sie.

Nur sei nicht scheu und zart, fasse sie nicht mit Seidenhandschuhen an, sondern mit derben Strohwischen."

Hier wurde der Finanzrath unterbrochen, denn Herr Frohlieb sprang ergötzlich lachend herein. „Ist er denn hier," schrie er, „dieser Ausreißer? Wirklich, da steht er! Es ist niemals sehr löblich, auszureißen, Willem, was sowohl bei den Völkern der alten Zeit, wie bei den neumodischen danach betrachtet wurde. Man läßt es sich jedoch gefallen, wenn ein grimmiger Räuber mit allerlei Mordwerkzeugen uns auflauert, allein vor einem Unterrock ausreißen, vor einem lieblichen, feinen, allerliebsten Gesichtchen, das ist eine Schande für einen Mann, mein Junge, und Du mußt ausgelacht werden, mein Junge, haha! ausgelacht werden, und sollst ausgelacht werden, bis Du zeigst, daß Du weißt, daß Du mein Sohn bist, der ich mich noch niemals vor einem Unterrock gefürchtet habe."

„Stille, hochwürdiger Herr Frohlieb, stille!" sagte Leisegang, „daß die Mama nichts davon hört. Im Uebrigen hat es manchen großen, gewaltigen Mann, gewaltigen General und unerschrockenen Helden gegeben, dem ein Unterrock weit größeres Entsetzen einjagte, als eine ganze Heerde gepanzerter Reiter. Aber ein Mann hilft dem andern! und ich habe Dir zugesagt, Wilhelm, Dein Brautwerber zu sein. Wir wollen diesen schönen Feind gemeinsam angreifen und besiegen."

„Der Feind ist fort,“ lachte Herr Frohlieb, „aber Du brauchst nicht bange zu sein, Wilhelm, es ist ein äußerst liebenswürdiger, allerliebster, friedfertiger Feind, der Dir seinen Gruß schickt und sagen läßt, Du wüßtest ja, wo er morgen zu finden wäre, und er werde Alles gern anhören, was Du zu Deiner Entschuldigung ihm zu sagen hättest.“

Aller Spott des Vaters prallte von dem Sohne ab, als er hörte, daß die hübsche Wittwe seine Rückkehr nicht mehr erwartet hätte. Er hatte vor allen Dingen Zeit gewonnen, und fühlte sich von einer erdrückenden Last befreit, was er durch einen tiefen Athemzug bezeugte. Zugleich aber sah er ein, daß jetzt Alles entschieden war und daß er, wie sein Vater sagte, sich als ein Mann benehmen müsse.

„Ich habe nöthig, mich bei ihr zu entschuldigen,“ begann er, „und bin dankbar für ihre Rücksichten. Ja, ich bin entschlossen, lieber Vater, ich werde sie fragen, ob sie meine Hand annehmen will.“

„Daran ist gar kein Zweifel, mein Junge!“ schrie Herr Frohlieb. „Sie lachte Dich ja blos aus über Deine Blödigkeit.“

„Sie lachte mich aus,“ wiederholte der Sohn, den Kopf senkend. „O! sie hat Recht, ich bin blöde, und um dessentwegen bitte ich Dich nun um Deinen Beistand, mein Freund.“

„Wie so Beistand?“ rief der Papa belustigt und ärgerlich. „Dazu braucht man keinen Beistand. Geh hin zu ihr, lache mit ihr um die Wette, mache Deine Augen so weit von einander wie möglich, und schrei aus voller Kehle: Himmlisches, herrliches, göttliches Thereschen, ich bete Sie an und will niemals wieder an Blödigkeit leiden und die Courage verlieren! So ist Alles gut, mein Junge, das Geschäft ist abgemacht, und dann kommst Du mit ihr, und wir geben Dir unsern Segen. Rechts und links an die Busen gedrückt, bis der Athem ausgeht, so und so!“

Herr Frohlieb riß dabei seinen Sohn in seine Arme und drückte ihn zur Probe, allein Wilhelm war weder froher zu stimmen, noch zur Einsicht zu bewegen. Er blieb dabei, daß er seiner Sache noch immer nicht gewiß sei, und daß in solchen Fällen es jedenfalls besser wäre, wenn ein Freund die Vermittelung übernähme. „Du siehst mich entschlossen,“ sagte er, „gewiß, ich bin bereit dazu, aber — ich kann nicht dazu lachen.“

„Es wird schon kommen!“ schrie Herr Frohlieb vergnügt. „Ich sage Dir, mein Junge, es wird schon kommen! Ich danke meinem Schöpfer, daß wir endlich so weit sind. Aber pfiffig muß man sein, pfiffig und Grundsätze haben!“ Er stemmte den Arm in seine Seite, faßte mit der rechten Hand sein Kinn an und betrachtete seinen Sohn äußerst übermüthig. „Du wärst in Deinem Leben

nicht dahin gekommen," fuhr er fort, „eine richtige mercantilische Anschauung zu gewinnen, wenn Dein Vater nicht für Dich gedacht und gesorgt hätte."

Wilhelm sah ihn fragend an, aber Leisegang rief: „Sie sind es also gewesen, Sie haben ihm diese richtigen Grundsätze eingehaucht?"

„Allerdings, ich!" antwortete Herr Frohlieb, stolz den Zeigefinger auf seine Brust setzend. „Ein Vater thut Alles für seinen Sohn. Könnte ich für Dich heirathen, Wilhelm, meiner Seele! noch heute sollte es geschehen, da ich aber dieses nicht im Stande bin, so ging ich zu Vetter Hartfeld und sagte zu ihm: Retten Sie ihn in Thereschen's Arme, Ihnen wird er folgen. Und er sagte Ja, und das Fräulein Julie stand dabei und sagte ebenfalls Ja."

Die tiefe Blässe kehrte in Wilhelm's Gesicht zurück. Leisegang sah es und lachte spöttisch. „So ist es zugegangen?" fragte er.

„Allerdings!" betheuerte Herr Frohlieb. „So ist es zugegangen, wie ich es angestellt. Dieser Vetter Hartfeld ist ein Mann, den die ganze Welt verehrt von wegen seiner Klugheit, diesmal aber" — Herr Frohlieb tippte auf seine Stirn — „ging ihm hier das Licht auf."

Zehntes Capitel.

Es war somit beschlossen worden, daß Leisegang am nächsten Tage für seinen Freund um die Hand der Madame Petermann anhalten sollte, und er begab sich zu ihr, um diesen Auftrag auszuführen. Was ihn dazu trieb, sich gern in diese Angelegenheit zu mischen und solchen Eifer für seinen Freund zu zeigen, kam nicht über seine Lippen, aber sein inniger Antheil daran schien sich noch vermehrt zu haben.

Lächelnd trat er bei der jungen Frau ein und begrüßte sie vertraulich und unbefangen. Nachdem er ihre Hand geküßt, einige Scherze gemacht und sie mehrmals „Gnädige Frau" genannt hatte, fing er plötzlich an, laut aufzulachen, und hielt nicht eher ein, bis sie ebenfalls in's Lachen gerieth.

„Ich sehe jetzt, daß wir uns verstehen," sagte er dann. „Aber habe ich nicht Recht, daß ich Sie grausam nannte?"

„Warum soll ich denn durchaus grausam sein?“ fragte sie.

„Das fragen Sie! Sind Sie nicht gestern wahrhaft unmenschlich mit dem armen, im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier umgegangen?“

Madame Petermann spitzte die Lippen zusammen. „Von einem Cavalier,“ sagte sie dann, „sollte man allerdings ein anderes Benehmen voraussetzen.“

„Wer kann für die Schüchternheit seiner Gefühle!“ antwortete Leisegang. „Sagt nicht Göthe: Tritt den Frauen zart entgegen, Du gewinnst sie, auf mein Wort! Allerdings aber setzt er gleich darauf hinzu: Doch wer keck ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort.“ — Er ließ seine Augen listig blitzend auf der hübschen Wittwe ruhen und sprach dabei weiter: „Der große Dichter war auch ein großer Herzenskenner. Wilhelm war in Verzweiflung, als er erfuhr, Sie hätten seine Eltern verlassen, und doch wieder äußerst dankbar für Ihre Gnade und Güte, die so zart ihm über Beschämungen forthalf. Hätte ich ihn nicht zurückgehalten, er würde Ihnen nachgeeilt sein.“

„Sie haben ihn zurückgehalten!“ rief Madame Petermann.

„Allerdings, denn was wäre daraus geworden! Dieser schüchterne Jüngling hätte zum zweiten Male sehr

wahrscheinlich einige wenige, aber sinnlose Worte gestammelt und würde dann erröthend entflohen sein; geblendet von so vielen Reizen und gänzlich verwirrt von seinem Glücke."

Das Geberdenspiel, mit welchem der Finanzrath seine Worte begleitete, war so komisch, daß die junge Frau sich sehr daran belustigte. „Aber mein Gott!" sagte sie, „ich hätte nie geglaubt, daß Herr Frohlieb —"

„Ein solcher Pinsel sein könnte," lachte Leisegang. „Das darf man auch durchaus nicht von ihm denken. Er ist ein vortrefflicher, junger Mann, der die größte Achtung verdient, äußerst ruhig, äußerst gelassen ist, nur Damen gegenüber leider von größter Blödigkeit und vollständigem Mangel an Selbstvertrauen. Darum eben sagte ich, Wilhelm muß eine kluge, feine Frau haben, die ihm den richtigen Halt geben kann; und mit diesem schönen Vertrauen zu Ihnen, meine gnädigste Frau, bin ich eifrig bemüht, meinem armen Freunde zu dienen."

„Sie kommen also in seinem Namen?" lächelte Madame Petermann.

„Ich komme mit dem Auftrage, Ihnen sein Herz und seine Hand zu Füßen zu legen."

„Und warum — bringt er dies nicht selbst?"

„Weil er sich noch immer fürchtet, weil er noch immer besorgt, aus Angst das rechte Wort und die rechte Stelle

nicht finden zu können. — Daran sehen Sie seinen eigenthümlichen Charakter; diese allerdings linkische Schüchternheit, welche aber doch auch ihre liebenswürdige Seite hat. Nehmen Sie sich seiner an, kommen Sie ihm zu Hülfe, er wird dafür immer Ihr unterthänigster Verehrer und gehorsamster Anbeter bleiben. Für Frauen von starkem, edlem Charakter hat es gewiß etwas sehr Reizendes, die unbeschränkte Gebieterin ihres Geliebten zu sein. Und dafür kann ich mich verbürgen. Wilhelm ist von sanftester Gemüthsart."

„Nicht immer," fiel sie ein. „Die Ursache unserer Zwistigkeit war ja, daß er mich beleidigte, und zwar ohne alle Ursache, weil ich ganz unschuldig über Fräulein Hartfeld's Verlobung mit Ihnen scherzte."

„Um dessentwegen also!" sagte Leisegang. „Das ist allerdings lustig genug, und dafür muß er bestraft werden. Machen Sie ihm die Bedingung, daß er Abbitte leisten muß. Es soll ja überhaupt gut sein, wenn in einer Ehe sogleich feste Grundlagen für das gegenseitige Verhältniß aufgestellt werden."

„Meinen Sie?" lachte die hübsche Frau.

„Der schwächere Theil muß alsbald zur Nachgiebigkeit und zum Gehorsam gewöhnt werden. Und wo dies der Mann ist, muß er sich fügen."

„Das klingt ja allerliebst."

„Wie man sich giebt, so wird man genommen,“ fuhr er in derselben übermüthigen Weise fort. „Er wird diese Rosenketten küssen und den kleinen, niedlichen Pantoffel mit so vielem Vergnügen auf seinen Nacken setzen, wie ich dies selbst thun würde.“

„Nun hören Sie auf,“ lachte die schöne Wittwe, indem sie ihre Augen feurig strahlen ließ und ihre Ohren zuhielt.

„Ich bringe ihn also her. Heute ist es nicht mehr möglich, aber morgen bin ich zu Ihren Diensten. Ich übernehme zwar morgen die gesammte Verwaltung meines neuen Amtes, allein die Kassenrevision wird nicht lange dauern, und dann hole ich Wilhelm ab und führe ihn zu Ihren Füßen. Seien Sie gnädig mit ihm, theuerste Frau. Wir wollen ihn gemeinsam bessern und bilden und in Zucht und Ordnung halten.“

„Ich hoffe, daß Ihr gütiger Beistand nicht nöthig sein wird,“ erwiederte sie.

Ein gemeinsames Gelächter folgte dieser Bemerkung. „Gewiß nicht,“ sagte er. „Diese feine Hand wird die sicherste Leitung ausüben und ihm eine Zukunft bereiten, welche ich ihm von ganzem Herzen gönne.“

So empfahl er sich unter Glückwünschen und Scherzen, die sich noch lange in ihm fortsetzen mußten, denn während er die Straßen hinabging und endlich bei dem

jungen Frohlieb eintrat, drückten seine Mienen die heiterste Laune aus.

Wilhelm erschrak, als er ihn sah, denn sichtlich in Verwirrung ließ er seine Arbeiten liegen, und wie ein Verurtheilter sah er aus, als Leisegang ihn mit dem Erfolg seiner Sendung bekannt machte.

„Es ist soweit Alles in Ordnung," berichtete der Freund, „sie erwartet Dich, und Dein ist sie sammt allen ihren Schätzen! Du bist doch eigentlich ein Glücksmensch, Wilhelm; um diese Partie wirst Du von Vielen beneidet werden. Ich komme morgen und hole Dich ab, oder willst Du allein gehen?"

„Nein, ich bitte Dich, komm, wenn Du mich begleiten willst," antwortete Frohlieb zögernd; „es würde mir lieb sein."

Leisegang lachte auf. „Sonst freilich ist man am liebsten mit seinem Schätzchen allein, wenn man es an's Herz drückt, seine Lippen mit feurigen Küssen bedeckt und allen Tonarten seiner Liebesgluth freien Lauf läßt."

Er verfolgte mit schelmischen Blicken den Eindruck seiner Spötterei auf seinen Freund, der ihm keine Antwort gab, aber langsam die Hand an seine Stirne drückte und mit hohler Stimme vor sich hinmurmelte: „Es ist doch entsetzlich!"

„Was ist entsetzlich?"

„Liebe zu heucheln!“

„Heucheln? Sei doch kein Thor! Warum heucheln? Wer könnte Dir denn im Sinne liegen? Alles ist Gewohnheit, Freund, und nichts ist wahrer, als was Voltaire einmal sagte, daß selbst die Verdammten in der Hölle sich wie Fische im Wasser befinden müßten, eben weil sie an Höllenqualen gewöhnt seien.“

„Höllenqualen! ja, auch dahin kann es kommen,“ erwiederte Wilhelm, die Augen auf den Boden gerichtet.

„Ein böses Weib soll die Hölle auf Erden sein, wie die Dummköpfe faseln,“ fuhr Leisegang lachend fort, „allein doch jedenfalls nur für den, der dem Teufel die Nägel nicht zu beschneiden weiß. Was diese liebliche Wittwe aber betrifft, so mag sie eigensinnig, eitel und von beschränkten Ansichten sein, allein sie hat so viele löbliche Eigenschaften, sie ist so leicht zu gewinnen, so leicht zu streicheln, dabei so haushälterisch, fein säuberlich, hübsch und zierlich, daß Du glücklich werden mußt. Mir wäre nur ein einziger Fall denkbar, wo es Dich reuen könnte. Wenn eine andere Frau Dich schon besäße, so etwas Deine Eingeweide plagte, was man unglückliche Liebe nennt. Wenn Du nach Einer seufztest, die Deine zärtlichen Gefühle unerwiedert ließe und einen Andern vorzöge, oder auch etwa selbst einige himmlische Neigungen verspürte,

doch leider sich ihnen nicht überlassen könnte oder dürfte. Damit hast Du ja aber nichts zu schaffen."

„Wann willst Du kommen?" fragte Frohlieb, hastig aufblickend.

„Gleich nach der Kassenrevision, welche morgen stattfindet. Und nun, mein theurer Freund, spreche ich noch eine Bitte aus, welche Du mir nicht abschlagen darfst. Hartfeld giebt morgen ein Diner, er ist nicht davon zurück zu halten. Er ist ein Epicuräer und hat lange genug gefastet. Morgen soll der alte Glanz in sein Haus zurückkehren, der durch den Tod meines Onkels einen langen Riß bekommen hat. Mag er es thun, künftig wollen wir ihn schon zur weisen Sparsamkeit gewöhnen; morgen jedoch soll es köstlich hergehen, denn das laute Geheimniß soll veröffentlicht werden, meine Verlobung! Doch nicht die meinige allein, Wilhelm. Es bleibt bei unserer Verabredung, wir feiern Verlobung und Hochzeit zusammen. Auch Deinen Eltern wird heute noch eine Einladung zugehen, und morgen werden wir Beide Deine Braut bestürmen, daß sie an Deinem Arme bei Hartfeld erscheint und Theil an dem Feste nimmt."

„Das wäre doch auffallend, es wird nicht sein können!" unterbrach ihn Frohlieb.

„Warum denn nicht? Laß mich nur machen. Wir überraschen Julie damit, und Deine schöne Therese wird

nichts dagegen haben, wenn ein Hoch! auf ihr Glück in Deinen Armen getrunken wird. Welche allerliebste Gelegenheit ist das nicht, Schmuck und Putz zu zeigen. Meine Julie wird freilich eine üble Rolle bei allen Vergleichen spielen, obenein sieht sie seit einigen Tagen noch blasser und schmachtender aus, als sonst. Also, bester Wilhelm, kein Wort mehr. Denke Dir Deinen Vater, wenn die Hurrahs auf die Brautpaare losgehen, diese Glückwünsche, diese Seligkeit. Ich muß jetzt fort, Julie erwartet mich, wir wollen noch einige Einkäufe machen. Ich werde ihr Andeutungen zukommen lassen, wie es mit Dir steht; Therese muß ihre Freundin werden! Und morgen halte Dich bereit; sobald ich im Ministerium fertig bin, komme ich her. Lebe wohl, glückseliger Wilhelm! Du siehst für einen Bräutigam passabel ernsthaft aus, allein der Humor wird durchbrechen. Der Humor kommt von selbst, wenn man sein Glück oder sein Schicksal unvermeidlich vor sich sieht."

Heiter lachend schüttelte er dem Schweigenden die kalten Hände, sah noch einmal übermüthig in das farblose Gesicht und ging dann eben so ergötzt davon, wie er die hübsche Wittwe verlassen hatte. — Bald darauf trat er bei dem Kriegsrath ein, der bei seiner Tochter saß und ihr aus einem langen Zettel vorlas.

„Was haben Sie denn da?" fragte Leisegang nach

der ersten Begrüßung. „Die neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes?"

„Wirklich, so könnte man es nennen," erwiederte der würdige Herr mit seiner behaglichen Freudigkeit. „Ich gebe Julien eben hier noch einige Anweisungen zu unserm Mittagsmahle. Es ist mir gelungen — oder vielmehr man hat mir noch einige schöne Gaben angeboten, die ich nicht abgewiesen habe."

„Was ist es denn?" fragte Leisegang, in den Zettel sehend.

„Einige junge Gemüse, ein paar Schüsseln nur, und frische Erdbeeren."

„Ei der Tausend! Das sind ja Seltenheiten in dieser Jahreszeit," rief Leisegang, „die müssen theuer sein."

„Wir feiern auch ein seltenes Fest," erwiederte der Kriegsrath, „dafür ist nichts zu theuer. Der Präsident hat meine Einladung angenommen, auch habe ich noch einige werthe Gäste geladen, die das Gute zu würdigen verstehen."

„Und ich bringe Ihnen andere dazu, die Sie mir bewilligen müssen," sagte Leisegang. „Auf Ihre Güte hin habe ich mich unterstanden, sie schon zu benachrichtigen."

„Jeder, den Sie mir mitbringen, ist mir willkommen," erwiederte Hartfeld. „Sie können mir keine größere Freude machen."

„Es sind Ihre eigenen Verwandten, mein lieber Papa. Herr Frohlieb und seine Gattin, mein Freund Wilhelm und noch eine Dame, die zu ihm gehört. Seine Braut!“

Er beobachtete die Gesichter, aber zu seinem ärgerlichen Erstaunen entsprachen diese seinen Erwartungen nicht. Julie blieb stumm, aber es kam ihm vor, als freue sie sich über seine Bosheit. Ihr sanftes, bleiches Gesicht erhielt eine Art Heiligenschein, der aus ihren Augen darüber hinstrahlte, während ihre Hände sich zusammenfalteten. Der Kriegsrath dagegen war nicht ganz so geduldig. „O!“ sagte er, „das ist allerdings eine angenehme Nachricht; wahrscheinlich die junge Wittwe, von der schon so lange die Rede ist?“

„Dieselbe, mein lieber Papa. Madame Petermann, eine höchst respectable Dame, denn sie besitzt wenigstens sechzigtausend Thaler.“

„Hoffentlich auch noch andere Tugenden,“ lächelte Hartfeld.

„Sehr viele andere Tugenden, die unsern Freund sehr glücklich machen werden, sobald er sie näher kennen lernt. Vor der Hand scheint das Geld allerdings den meisten Eindruck auf Wilhelm und seine Eltern gemacht zu haben, doch warum soll man die goldene Seite bei einer ehelichen Verbindung gering schätzen? Bei

einigem praktischen Blick für das Leben wäre dies sehr thöricht.“

„Aber diese Frau liebt doch gewiß unsern guten Vetter?“ fragte Julie schüchtern aufblickend.

„Wer kann das untersuchen?“ lachte der Finanzrath. „Wenn eine Dame sich verlobt, muß man das wenigstens von ihr voraussetzen, und der sie heirathen will, thut jedenfalls am besten, daran zu glauben. Findet er später, daß er sich getäuscht hat, so ist die Schuld nicht sein. Was aber diese junge, hübsche Frau betrifft, so glaube ich kaum, daß allzuviel Glück bei ihrer Ehe herauskommt. Sie ist ziemlich ungebildet, eigensinnig, putzsüchtig, empfindlich und dabei geizig. Es kommt darauf an, ob Wilhelm ihr beizubringen weiß, daß er ihr Herr sein soll, oder ob er sich, was ich noch mehr glaube, geduldig unterwirft und sein Kreuz trägt. Aber ich denke, wir brechen davon ab. Das ist kein Gespräch, das Ihnen Vergnügen machen kann, theuerste Julie.“

„Vergnügen macht es mir nicht, Ihre Befürchtungen zu hören,“ erwiederte sie, „allein ich nehme lebhaften Antheil an Frohlieb's Geschick und bin daher besorgt um ihn.“

„Seien Sie nicht allzu mitleidig,“ spottete er. „Jeder muß in dieser Welt für sich selbst sorgen, und der Mann verdient geringe Theilnahme, der nicht Mannes genug ist, mit seinem selbstgewählten Liebesglück abzurechnen. Mein

Glaube ist darin einfach der, daß, was man sich selbst aufgebürdet hat, auch getragen werden muß, und zwar so leicht, friedlich und freundlich, als irgend möglich. Aber was sind das für Geschichten!" rief er laut lachend. „Wohin verirren wir uns mit diesem Liebespärchen. Wenn ich es recht bedacht hätte, wäre es vielleicht besser gewesen, die Frohlieb's nicht einzuladen."

„Allerdings würde es uns wenig geschadet haben," sagte Hartfeld. „Wir kennen diese Dame nicht. Ich habe sie kaum flüchtig gesehen, Julie gar nicht."

Er schüttelte den Kopf, seine Mißstimmung war unverkennbar. „Wenn es Ihnen unlieb ist, so müssen wir sie wieder ausladen," sagte Leisegang.

Hartfeld stand auf und näherte sich seiner Tochter, und über ihre Stirn streichelnd, beugte er sich zu ihr nieder und küßte diese. „Ich denke, das geht nicht an," sagte er. „Wilhelm Frohlieb ist von uns Beiden herzlich geliebt und geachtet. Wenn seine Wahl wirklich unglücklich ausfallen sollte, würde es uns sehr nahe gehen. Aber wer kann das wissen? Zuweilen scheint es, als müsse man das Unglück einer Ehe voraussagen, dennoch geht dies nicht in Erfüllung, während Andere, die nur Glück verheißen, wo alle Himmel voll Geigen hängen, bald in Trübsal enden. Darum wollen wir das Beste hoffen."

Er sah seine Tochter an, Julie lächelte und preßte

seine Hand an ihre Lippen. Hartfeld wandte sich zu Leisegang um, in dessen Herzen es grollte. So bleich und elend war ihm seine Verlobte noch nie vorgekommen; es kostete ihm viel Mühe, sich nichts von dem Spotte merken zu lassen, der in ihm arbeitete und ihn anreizte. „Mein lieber Sohn, so darf ich Sie doch jetzt schon nennen," sagte Hartfeld, „versprechen Sie mir mit Ihrem heiligsten Worte, mit Ihrer Ehre, daß Sie Julien immer lieben und werth halten, niemals von ihr lassen wollen."

„Aber mein theurer Papa," versetzte Leisegang, erstaunt über diese sonderbare Wendung, „bedarf es denn wohl noch eines solchen Versprechens? Wenn Sie es wünschen, will ich jeden Eid leisten, aber was sind denn Eide, um Treue und Glauben zu sichern, oder gar um Liebe zu befestigen? Zwischen uns giebt es stärkere, bessere Bindungsmittel, nicht wahr, meine süße Julie? Zwischen uns wird immer Vertrauen herrschen. Wir werden immer einig und zufrieden sein; dadurch wird unsere Liebe niemals abnehmen."

Er legte seinen Arm um sie, ein Gedanke überkam ihn. Sollte dies mißgestaltete Mädchen ihn betrügen? Sollte sie Wilhelm wirklich lieben, ihm Zuneigung heucheln? War das leise Zittern, das er zu fühlen meinte, vielleicht das Zeichen geheimen Widerwillens? Aber was es auch sein mochte, gleichviel. Dann betrog ihre Eitelkeit

sie selbst. Und welche Gründe hatte er denn, diese Frau zu wählen? Seine Eigenliebe überwältigte in einem Augenblick alle diese Vorstellungen. Andere, schönere Frauen wären gern ihm entgegen gekommen. Als er Julie anblickte, dachte er an die hübsche Wittwe, und es kam ihm vor, als verwandele sich das bleiche Gesicht und zeige ihm die anmuthigen Züge der gefälligen Frau. Aber nein, die unschöne Braut hatte sich nur eigenthümlich verschönt. Ihre Augen glänzten von einer schwärmerischen Gluth; sie blickte ihn in einer Weise an, daß ihm heiß dabei wurde. Ihr Lächeln hatte einen innigen Ausdruck, leise schmiegte sie sich an ihn voll sanfter Zärtlichkeit. „Gewiß, theurer Vater," begann sie mit ihrer wohllautenden, weichen Stimme, „Ferdinand hat Recht. Ich werde sein Vertrauen erwerben. Er wird mich immer lieben und schützen; meines ganzen Lebens Aufgabe soll dafür sein, ihm zu gefallen, ihn zu beglücken. Gott wird mir beistehen, daß ich sein Herz nie verliere."

„Das kann nicht geschehen!" rief Leisegang, indem er sie umarmte. „Wir werden alles Glück und alles Leid gemeinsam tragen, Julie. Aber ich hoffe, theurer Papa, Sie sollen noch viele Freude an uns erleben."

Hartfeld stand lächelnd vor ihnen. Sein würdiges Gesicht war voll milder Rührung. „Ich habe nur dies eine Kind," sagte er, „und wenn ich nicht mehr bin, hat

Julie keinen andern Schützer, als den Mann ihrer Wahl. Sie haben mir gesagt, daß Sie Julien haben wollen, wie sie ist, und selbst von ihrer Ausstattung —"

„Kein Wort davon!" fiel Leisegang ein. „Mein Haus bestelle ich selbst, und wenn wir von solchen Dingen doch etwas sagen wollen, so bedenken Sie, daß Julie mir sofort zehntausend Thaler mitbringt, welche ich ihr zahlen müßte."

„Aber," unterbrach ihn der Kriegsrath, „bedenken Sie —"

„Aber," fuhr Leisegang fort, „bedenken Sie selbst, lieber Papa, daß ich kein Handelsmann bin, sondern meines Onkels Erbe, Sie dessen vielerprobter Freund. Ich weiß Sie zu schätzen, weiß, welches Pfand Ihrer Achtung Sie mir durch Julien's Hand geben. Lebte mein armer Onkel noch, er würde vor Glück und Freude nicht wissen, wie er Ihnen dankbar sein sollte; möge es mir vergönnt sein, Ihnen meine innige, ewige Dankbarkeit oft noch zu bezeigen."

„Da steht die," sagte Hartfeld mit erhobener Stimme, indem er Beide in seine Arme zog, „der Sie Alles vergelten mögen!"

Elftes Capitel.

Am nächsten Morgen war das Haus schon früh in Bewegung, des Festes wegen, das heute gefeiert werden sollte. Mehrere angenommene Leute kamen den Dienern zur Hülfe, um die Wohnung säubern und schmücken zu helfen; ein Gärtner brachte Blumen und Früchte zur Verzierung der Tafel, für manche andere Zierden und Leckerbissen des Nachtisches hatte Hartfeld nach seiner Gewohnheit persönlich gesorgt, und nun ging er vergnügt und hülfreich umher, indem er anordnete, was geschehen und wie sich Alles folgen solle. Um die verschiedenartigen Weine auszuwählen, stieg er selbst in seinen Keller hinab, doch damit noch nicht genug, hatte er mehrere sehr theure Arten besonders bestellt, welche jetzt von einem berühmten Weinhändler geschickt wurden. Dann nahm er mit der Köchin eine lange Rücksprache über den Küchenzettel, indem er ihr

einige Gerichte vorzüglich empfahl und ihren Eifer anspornte, heute ihre ganze Kunst glänzend zu entfalten.

Er war dabei ungemein froh und zum Scherz gestimmt, seit langer Zeit hatten ihn seine Diener nicht so gesehen. Der große, schöne Mann trug den mächtigen Kopf heute so stolz auf seinen Schultern, er blickte so glücklich und so würdig umher, daß die Köchin meinte, einem Könige könnte nicht so um's Herze sein, aber an einer königlichen Tafel sollte es auch nicht so hergehen, wie bei dem Herrn Kriegsrath.

„Ich danke Dir, meine gute Freundin," antwortete Hartfeld, „aber Du hast Recht, ich fühle mich auch froher, als mancher Fürst es sein kann, den Sorgen drücken."

„Der liebe Gott giebt seinen Segen!" sagte die Köchin. „Er weiß wohl, wer es verdient, wer den Armen Gutes thut und jedes geringen Menschen sich erbarmt. Darum werden Sie auch noch viele Jahre glücklich und gesegnet leben, allerbester Herr Kriegsrath, und dafür lassen Sie mich nur sorgen, daß es Ihnen immer schmecken und gut bekommen soll."

„Nur nicht allzu gut," lachte Hartfeld. „Wir müssen mäßig und genügsam sein, müssen uns einschränken."

„O! Sie allerbester Herr Kriegsrath, Sie schränken sich ja ein, daß ich im Stillen schon darüber geweint habe," sagte die Köchin. „Seit langer Zeit haben wir ja gelebt

wie in einem Kloster. Ach! wenn ich denke, wie es sonst war, wenn der selige Herr Geheimrath kam, und jetzt — jetzt." Sie schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Die alten Zeiten werden wieder kommen," versetzte Hartfeld, ihr das Kinn streichelnd. „Wir werden noch manchen frohen Tag zusammen verleben. Aber jetzt muß ich fort und verlasse mich ganz auf Dich."

„Seien Sie ganz ruhig, allerbester Herr Kriegsrath," sagte die Köchin stolz. „Lassen Sie das Fräulein nur nicht in die Küche kommen; es hat doch nicht Ihren Geist für das Feine und ist mit Allem zufrieden. Ich werde schon dafür sorgen, daß Ihre Gäste sagen sollen: Das ist ein Diner, wie es sein muß!"

Der Kriegsrath wiederholte seinen Dank. Ein eben anlangender prächtiger Lachs gab ihm Gelegenheit, die Champignonsauce eindringlich zu empfehlen, dann zog er sich zurück, kleidete sich an und kam nach einiger Zeit wieder in das Wohnzimmer, wo er seine Tochter fand, die das Silberzeug aus dem Schranke nahm und auf einen großen Tisch legte, der mit Linnen und Porzellan fast bedeckt war.

Der Kriegsrath hatte einen neuen schwarzen Anzug angelegt, auf der Brust trug er seine Orden, den Hut hielt er in der Hand. Alles war sauber und stattlich an ihm; seine Wäsche war fein und blendend, wie immer, die große Brillantnadel steckte in dem Jabot.

„Nun, mein Herzenskind, Du bist schon thätig," sagte er mit väterlicher Begrüßung. „An Deinem Freudentage mit hausfräulicher Geschäftigkeit erfüllt, das ist von guter Vorbedeutung."

„Du willst schon fort, lieber Vater?" antwortete sie.

„Ich muß, mein Kind. Der Präsident wird um zehn Uhr an Ort und Stelle sein, und er ist pedantisch pünktlich, ich darf ihn nicht warten lassen. Um so früher aber kehre ich zurück, und dann wollen wir uns nicht wieder trennen."

„Daß wir uns trennen müssen!" antwortete Julie, trübsinnig lächelnd.

„Ich behalte Dich ja, Gott sei Dank! in meiner Nähe. Wenn ich Dich verlassen müßte, Du weit von mir gingst, das würde ich nicht ertragen können. Da habe ich neulich von einem reichen Bankier gehört, der seine einzige Tochter nach Petersburg verheirathet hat. Ich begreife nicht, wie ein Vater das zugeben kann."

Julie antwortete nicht, er streichelte ihre Wangen. „Wir werden uns nicht trennen," fuhr er fort, „ich sehe eine friedliche, schöne Zukunft kommen. Leisegang hat mir gestern sehr gefallen. Was er sagte, kam aus seinem Herzen; er wird Dich immer mehr kennen lernen, Julie, und Dich so lieben lernen, wie Dein Vater Dich liebt."

„O, Vater!"

„Still, mein Kind, still! rühren wir nicht an, was wehe thun könnte. Du hast verständig gut nach Deinem Willen gewählt und mir Freude gemacht. Daß die Frohlieb's vorschnell eingeladen wurden, ist mir nicht lieb, aber man muß sich darein schicken. Wir wollen uns in unserer Herzensfreudigkeit davon nicht stören lassen. Also auf Wiedersehen! und schmücke Dich heute, mein Mädchen, damit Dein alter Vater Dich im Brautputz so recht stattlich sieht. Du hast es freilich nicht nöthig, aber zeige ihnen, daß Du auch in Flitter und Seide gehen kannst. So, und nun küsse mich noch einmal. Du hältst mich ja so fest wie einen Geliebten."

„Ich möchte Dich gar nicht loslassen," sagte sie, Thränen in den Augen.

„Das laß Leisegang ja nicht hören," lachte er. „Er scheint mir überhaupt Anlage zur Eifersucht zu haben. Nun, wir wollen ihn tüchtig necken und so recht aus Herzensgrund froh sein, damit Dein ganzes Leben froh ist, mein geliebtes Kind."

Mit Innigkeit sah er sie noch einmal an, nickte ihr zu und von der Thür aus überblickte er das ganze Zimmer, kehrte zurück und schob eines der Gemälde, welche an der Wand hingen, gerade. „Nur nichts Schiefes, das kann ich nicht leiden," sagte er dabei. „Immer gerade, mein liebes

Kind, und mit dem richtigen Blick begabt, so schafft man Ordnung und kommt zum Ziele."

Das waren seine letzten Worte. Er ging rasch fort, denn es war spät geworden, und als er in seine Amtsstube trat, fand er dort schon den Präsidenten, einen der Oberräthe und den Finanzrath.

„Ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, daß ich zu spät komme," sagte Hartfeld, indem er sich tief verbeugte. „Ich bin darüber sehr bestürzt."

Der Präsident gab ihm lächelnd die Hand. „Sie sind ein solches Muster von Pünktlichkeit und Sorgfalt," erwiederte er, „daß ich mit Vergnügen gewartet, und inzwischen die Einrichtungen Ihrer Bücher angeschaut habe."

„Man muß jedoch keinen Augenblick von der Pünktlichkeit abweichen," sagte Leisegang, indem er ebenfalls Hartfeld's Hand schüttelte.

„Bedenken Sie doch, Herr Finanzrath, an solchem Tage, wie dieser, hat unser guter Kriegsrath Vieles in seinem Kopfe," fiel der Präsident ein.

„Der Herr Finanzrath hat ganz Recht," erwiederte Hartfeld würdevoll. „Ich bitte meine hohen Herren Vorgesetzten nochmals um Vergebung."

„Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie," lachte der Präsident, „wir wollen unsere Geschäfte rasch ab-

machen und Hartfeld von allen Sünden freisprechen. Im Uebrigen muß ich Ihnen sagen, daß der Minister mir noch gestern mit großer Genugthuung von Ihnen sprach und Ihres Lobes voll war."

„Der Herr Minister ist sehr gnädig," sagte Hartfeld. „Ich wüßte nicht —"

„Es ist in höchsten Kreisen von Ihnen und Ihren Verdiensten die Rede gewesen," unterbrach ihn der Präsident. „Von Ihrem Wohlthätigkeitssinne, den vielen Mühen und Geschäften, die Sie aus Mildherzigkeit übernehmen, den Opfern, welche Sie bringen, und von Ihrer freudigen Menschenliebe."

„Ich thue in der That nur sehr Geringes und Unbedeutendes," versetzte Hartfeld mit einer demüthigen Verbeugung.

„Sie sind zu bescheiden, aber" — der Präsident drückte ihm lächelnd den Arm — „es wird dennoch gute Früchte tragen, verlassen Sie sich darauf. Im Vertrauen: Sie werden nächstens überrascht werden, — Herr Geheimer Kriegsrath!"

„O, mein gnädigster Herr Präsident!" sagte Hartfeld, würdevoll aufblickend, „nicht um irdischen Lohn übe ich nach meinen Kräften, was Gott allen Menschen befiehlt."

„Das wissen wir," erwiederte der Präsident im herzlichen Tone. „Sie sind einer von den wenigen, wahrhaft frommen, uneigennützigen Männern, die ihre Verdienste verbergen, wo es angeht, und darum freue ich mich um so mehr, wenn der Würdige belohnt wird, ohne daß er es sucht. — Nun lassen Sie uns unsere Arbeiten beginnen."

Hartfeld legte seine Hauptbücher, Rechnungen und Belege vor, die ganze Reihe der Kassenabschlüsse, und endlich schloß er die Kasse selbst auf, um die Baarbestände mit den Zahlen der auf der Stelle gemachten Bilanz zu vergleichen. Alles war in größter Ordnung; bis auf den letzten Pfennig stimmte der Vergleich, und es blieb nur übrig, die vorhandenen Werthpapiere durchzusehen. Es war ein bedeutendes Vermögen vorhanden, das aus Stiftungen und Vermächtnissen für wissenschaftliche Zwecke sich angesammelt hatte und in der Kasse verwaltet wurde.

„Mit Zustimmung des Herrn Ministers," sagte Hartfeld, „ist der Gesammtbestand stets in zinstragenden Staatspapieren angelegt worden. Hier ist das Verzeichniß derselben mit allen Specialitäten und dort in dem Schranke befindet sich der eiserne Kasten unter doppeltem Verschluß, welcher die Papiere selbst enthält. Er ist ein wenig schwierig herauszuheben, wenn Sie jedoch befehlen, soll es sogleich geschehen."

Der Präsident trat an den Schrank und sah den eisernen Kasten an, der, aus festen Eisenplatten bestehend und mit Patentschlössern versehen, ein nicht unbeträchtliches Viereck bildete.

„Er ist allerdings schwer," sagte er. „Haben Sie die Papiere kürzlich erst durchgezählt, lieber Kriegsrath?"

„Erst gestern, mein gnädigster Herr Präsident," erwiederte Hartfeld.

„Nun, so wollen wir nur einen Blick hinein werfen. Schließen Sie den Kasten auf."

„Ich bitte, sich überzeugen zu wollen," sagte Hartfeld. „Mein edler, verewigter Geheimrath hat kurz vor seinem Tode — aber ich vermisse den Schlüssel — ich bin nicht im Stande, zu sagen — weiß doch aber gewiß, daß er in meiner Tasche, oder in meiner Hand war."

Er eilte an sein Pult, zog mehrere Kasten auf, sah an verschiedene Orte, konnte jedoch den Schlüssel nicht finden. „Vielleicht haben Sie ihn vergessen," sagte der den Präsidenten begleitende Rath.

„Möglich wäre es wohl," antwortete der Kriegsrath nachsinnend. „Der Kasten ist selten bei den Revisionen geöffnet worden, allein ich dächte nicht, daß ich den Schlüssel vergessen könnte."

Er fing von Neuem an zu suchen, der Erfolg war

jedoch nicht besser, als vorher. „Nun, meine Herren," sagte der Präsident, „ich dächte, wir ließen den armen Kriegsrath nicht länger in dieser Verlegenheit. Er hat die Documente gestern erst durchgesehen. Der Schlüssel wird sich wieder finden, und dann kann der Herr Finanzrath Leisegang nächstens einmal hineinschauen. Lassen Sie es gut sein, liebster Kriegsrath, suchen Sie nicht länger. Schlüssel sind oft Kobolde, je mehr man sie sucht, je weniger lassen sie sich finden. Ich denke, wir sind Alle befriedigt und überzeugt, und werden das Protokoll gern unterzeichnen."

Der anwesende Rath stimmte gern bei. Hartfeld selbst aber machte eine Einwendung, indem er versicherte, der Schlüssel werde sich gewiß sogleich finden müssen, und Leisegang stimmte ihm bei.

„Er muß sich auf jeden Fall herbeischaffen lassen," sagte der Finanzrath, „spurlos verschwunden kann er nicht sein. Haben Sie ihn vielleicht zu Hause gelassen, so können wir hinschicken."

„Ich habe ihn nicht zu Hause gelassen, das weiß ich gewiß," erwiederte Hartfeld.

„Dann muß er sich hier auch finden. Wir wollen Alles genau durchsuchen."

„Aber lieber Finanzrath," sagte der Präsident, „die

Sache hat ja nicht solche dringende Eile, sie kann gelegentlich von Ihnen erledigt werden."

„Ich muß doch bitten, daß wir uns streng an die Vorschrift halten," erwiederte Leisegang, „wie es diese befiehlt."

„Wie Sie wollen. Sie haben vollkommen Recht," entgegnete der Präsident empfindlich.

„Ich glaube, der Kriegsrath Hartfeld muß es selbst wünschen und den Gründen beipflichten, welche ich dazu habe, daß diese Revision vollkommen ordnungsmäßig ausgeführt wird," fuhr Leisegang fort. „Sie sind mir gewiß nicht böse, daß ich darauf bestehe."

Hartfeld richtete sich lächelnd auf, nahm die Hand, welche ihm der Mann reichte, der ihm so nahe stehen sollte, und nickte ihm beistimmend zu. „Ganz gewiß, ich gebe Ihnen vollkommen Recht," sagte er. „Ich würde selbst dringend darum gebeten haben."

Seine Augen leuchteten freundlich; die Ruhe und Würde in seinem Gesichte schien sich zu verdoppeln. „Es ist in der That durchaus nöthig, Herr Präsident," sagte er, „daß Sie sich von dem Inhalte dieser Cassette überzeugen, was, wie ich überzeugt bin, nicht verschoben werden kann."

„Aber, lieber Kriegsrath, wenn nun der Schlüssel sich durchaus nicht findet?"

„So werden wir uns Hülfe, einen Schlosser herbeirufen," fiel Leisegang ein. „Einer der geschicktesten wohnt ja hier dicht in der Nähe."

„Ganz recht, den müssen wir rufen," sagte Hartfeld, „doch ehe es geschieht, will ich doch noch einmal — O, verzeihen Sie einen Augenblick. Ich habe ganz vergessen, in meinem Ueberzieher nachzusehen. Nur einen Augenblick."

Mit diesen Worten ging er lächelnd in ein kleines Cabinet, das an das große Zimmer stieß, und zog die Thür hinter sich zu.

„Warum bestehen Sie denn so eigensinnig auf Ihrer Meinung?" sagte der Präsident. „Der wackere Mann muß sich gekränkt fühlen."

„Nichts ist ferner von mir," erwiederte Leisegang. „Niemand kann ihn mehr achten und ehren, allein eben deswegen finde ich es durchaus nöthig, und damit ich richtig verstanden werde, muß ich Ihnen bekennen, daß ich heute —"

In diesem Augenblick drang ein tiefer, gurgelnder und stöhnender Ton aus dem Cabinet.

„Was ist das?" rief der Präsident.

Der Finanzrath lief nach der Thüre, die Andern folgten ihm. „Da sitzt er!" schrie er auf.

Der Kriegsrath saß starr, die Augen weit offen, auf einem Stuhle.

„Schafft Hülfe herbei!“ schrie der Präsident. „Ein Arzt!“

Leisegang hielt ihn fest und sagte eindringlich: „Menschliche Hülfe ist hier vergebens. Lassen Sie uns zunächst überlegen, was wir thun müssen.“

Zwölftes Capitel.

Wilhelm wartete seit drei Stunden auf seinen Freund, aber diese Stunden waren ihm in beklemmender Unruhe zu Ewigkeiten geworden. Er suchte sich durch Arbeiten von den Vorstellungen zu befreien, die ihn verfolgten, doch das war unmöglich. Immer kam ihm in den Kopf, was er Theresen sagen wollte, und so gut er es auswendig gelernt hatte, verwirrten sich die Worte immer wieder. Dann sah er sich wirklich zu ihren Füßen um Gnade und Liebe bittend und sein Blut rollte glühend durch alle Adern, endlich glaubte er in ihre Augen zu blicken, er sollte freudig sein, Glückseligkeit heucheln, und Fieberfrost lief ihm dabei durch Mark und Bein. Alle Augenblicke sah er nach der Uhr, oder zum Fenster hinaus, und wenn die Thür sich öffnete, schrak er zusammen. Endlich jedoch verwandelte sich diese Unruhe in ein Gefühl der Zufriedenheit, denn

Leisegang kam nicht, er war zu beschäftigt oder unwohl, oder irgend ein glücklicher Zufall hielt ihn fest, und inzwischen wurde es spät und immer später. So war wiederum Zeit, wenigstens ein Tag gewonnen. Damit zugleich fiel aber auch die Einladung zu dem Gastmahle des Kriegsraths fort und eine andere Last von dem bedrückten Herzen. Welche Qualen hätte er ertragen müssen! Welche zehnfach schmerzensvolle Noth wurde ihm erspart!

Eine dankbare Empfindung drängte sich ihm auf, und in die Ruhe versinkend, welche sie ihm brachte, dachte er noch einmal über das nach, was er thun wollte. Die grauen Wolken der Gleichgültigkeit wanden sich um Schmerzen und Erinnerungen, welche wie Schatten darin versanken. Er dachte sich, was er hundert Mal schon gedacht hatte, die Freude seines Vaters, die Thränen seiner Mutter, und ein thätiges, strebsames Leben. Die sanften Hände der Versöhnung legten sich auf sein Herz, und was mit schwarzen festen Zügen darin geschrieben stand, erblaßte in der Hoffnung, Andere glücklich zu machen, selbst die Frau, von der er wenige Liebe, wie er diese empfand, aber doch ein erträgliches Beisammenleben durch seine Milde und Nachgiebigkeit erwartete. — Er wollte schon mit ihr fertig werden, und wie Leisegang gesagt hatte, die Gewohnheit würde hinzukommen und ihren Frieden mitbringen. Indem er dies sich sagte, sah er Leisegang

eintreten. Das Erscheinen des nicht mehr Erwarteten traf ihn wie ein Schlag, aber er regte seine Entschlossenheit an.

„Da bist Du ja," sagte er aufstehend, „ich glaubte nicht mehr, daß Du kommen würdest. Wir müssen eilen, Therese wird ungeduldig sein."

„Laß sie warten," erwiederte der Finanzrath, und indem er den Kopf schüttelte, fügte er hinzu: „Es kann überhaupt heute nichts daraus werden, wir haben an andere Dinge zu denken."

„Was meinst Du damit?" fragte Wilhelm. „Es ist allerdings schon sehr spät, Du wirst zu — zu Julien wollen und das Diner —"

„Der Henker hole alle Diners!" rief Leisegang, „dies hat er zur rechten Zeit geholt."

„Was sagst Du? Was ist geschehen?" fragte Wilhelm bestürzt.

„Er wird keine Pfirsiche und Erdbeeren mehr dazu nöthig haben," sagte Leisegang mit höhnischer Geberde.

„Wer? Wer?"

„Er — Hartfeld."

„Was ist mit ihm?"

„Todt! starr und todt!"

„Gerechter Gott!"

„Gestorben wie ein Held, wie die Wohlthäter der Menschheit sterben, die ein Gott in seinen Himmel versetzt.“

Frohlieb stand wie besinnungslos; was er hörte, konnte er nicht begreifen. Wie in weiter Ferne sah er den Unglücksboten vor sich und faßte doch nach ihm, als wollte er ihn festhalten.

„Woher weißt Du das?“ sagte er leise.

„Weil ich es mit angesehen habe. Weil es so zu sagen vor meinen Augen geschehen ist.“

„Und wir stehen hier! Wir stehen hier!“

„Bleib,“ sagte Leisegang, „Du kannst gar nichts ändern. Dieser Mann hat die ganze Welt betrogen, nur den Tod nicht, der ist der Einzige, mit dem er es ehrlich gemeint hat, und lange muß er darauf vorbereitet gewesen sein. Wahrhaftig! Wilhelm, ich bewundere ihn jetzt mehr, als da er lebte. Mit Schaudern habe ich mir vorgestellt, wie er seit Jahren immer bereit gewesen sein muß, den Sprung in das große Nichts zu thun. Und dabei immer heiter, immer froh, immer würdig einherwandelnd, zu Gottes Wohlgefallen und aller Menschen Freude. Jeden Tag konnte die Uhr ihm schlagen, jeden Morgen mußte er im Zweifel sein, ob er die Abendsonne noch sehen werde. Zu aller Zeit mußte er das Mittelchen bei der Hand haben, das ihn über Schande und Sorge fortführte.“

„Welches Mittel?“ fragte Wilhelm.

„Als wir ihn auf dem Stuhle fanden, hielt er in seiner rechten Hand festgeklemmt ein Fläschchen, in welchem noch der Rest des Medicaments war. Das ganze Cabinet duftete betäubend nach bitteren Mandeln. In der Linken hielt er den Schlüssel der Cassette, in welcher die Staatspapiere liegen sollten. Nichts war darin, nichts als Löschblätter! Nahe an neunzigtausend Thaler sind fort. Verpraßt, für Bilder und Kunstsachen, verschwelgt in Kraftsuppen und pikanten Diners aus dem Allerfeinsten, wie mein Onkel sie liebte; doch sind auch die Armen dabei bedacht worden. Dieser würdige Kriegsrath, dieser edle Menschenfreund hat auch seine Mitmenschen nicht vergessen.“

„O, mein Gott!“ rief Wilhelm todtenbleich. „Arme Julie!“

„Die ist allerdings zu bedauern,“ sagte Leisegang, „obwohl Alles geschehen wird, um sie zu schonen. Seit vielen Jahren muß der alte Sünder nach und nach das Vermögen verbraucht haben und — allerdings ist dies nur Muthmaßung — mein Onkel hat bei seinem felsenfesten Vertrauen wahrscheinlich niemals eine genaue Revision der Werthpapiere angestellt. Hartfeld hat gemeint, eher diese Welt zu verlassen, als sein leichtgläubiger Freund und Gönner, der alsdann ohne Umstände den Verlust hätte decken müssen. Als das Schicksal ihm diesen Spaß

vereitelte, trat ich an meines Onkels Stelle, darum wollte er mich zum Schwiegersohn, darum wurde er wie zum neuen Leben erweckt, als ich meines Onkels Amt erhielt. Es war schlau ausgesonnen und durchgeführt bis auf die letzte Minute. Hätte ich das Protokoll unterschrieben, so war Alles in Ordnung. Heute Mittag wäre ich als Schwiegersohn proclamirt worden. Wer weiß, was später geschehen wäre; ob es nicht Anstoß gefunden hätte, Schwiegervater und Schwiegersohn in solchen Verhältnissen zu lassen, aber sein Ruf war so fest begründet, und gleichviel was ich selbst hinterher entdeckte. Was wollte ich denn machen? Im äußersten Falle hätte er gethan, was er heute that; dabei aber war seine Tochter meine Frau, und jedenfalls mußte ich zahlen, froh sein, wenn meine und seine Schande verborgen blieb."

„Und nun?" fragte Wilhelm.

Leisegang faßte dies Nun so auf, wie er es betrachtete. „Nicht einen Pfennig kann man mir abnehmen! Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber ein Mißtrauen überfiel mich plötzlich, obgleich ich mir keine Rechenschaft darüber geben konnte. Kein Gerichtshof kann meinen Onkel, oder mich als seinen Erben, zum Ersatz verurtheilen, denn wo ist der Beweis, daß Hartfeld seine Betrügereien bei Lebzeiten meines Onkels beging? Warum hat man nicht auf der Stelle, so wie er todt war, die Kasse

untersucht? Ich war von heute an erst verpflichtet und entdeckte den Betrug sofort."

Ein triumphirendes Lächeln begleitete seine Worte.

„Und Julie?" flüsterte Wilhelm.

„Der Präsident hat sich sogleich zu dem Minister begeben. Ich hätte dieser Scene wohl beiwohnen mögen, aber was blieb übrig! Man muß den Skandal vermeiden, wenn es irgend angeht. Der Uebelthäter ist entronnen, schweigen das Beste, was geschehen kann. Dieser Wohlthäter der Menschen ist zum schweren Leid aller Gerechten am Schlagflusse gestorben; unter den Rasen mit ihm so schnell als möglich und in aller Stille."

„Es wird doch nicht verborgen bleiben."

„Gewiß nicht, aber es kann doch kein öffentliches Geschrei gemacht werden. Denke nur, was die Uebelgesinnten für einen herrlichen Stoff zum Lästern erhielten. Was er hinterlassen hat, wird mit Beschlag belegt. Seine Gemälde haben Werth, verkauft wird Alles, das muß sich die hinterlassene Tochter gefallen lassen. Am besten ist es, sie geht fort, in irgend eine Einsamkeit, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist."

„Und Du, Leisegang?"

„Und ich? Was meinst Du damit?"

„Du wirst — für sie Sorge tragen."

„Unterstützen, später — helfen wo ich kann, sehr

gern," erwiederte der Finanzrath; „jetzt jedoch ist das nicht möglich. Aller Verhältnisse und meiner Stellung wegen kann ich mich nicht unmittelbar einmischen, und eben deswegen bin ich sogleich zu Dir gekommen, um Dich aufzufordern, da es doch eine entfernte Verwandte ist, und eine Unglückliche obenein, an welcher Du immer vielen Antheil genommen hast —"

„Du hältst also Dein ganzes Verhältniß zu ihr durch das schreckliche Ereigniß für aufgelöst?" unterbrach ihn Wilhelm.

„Aber Du wirst doch so verständig sein und einsehen, daß davon nicht mehr die Rede sein kann!" antwortete Leisegang.

„Du hast Recht, ich bin so verständig," erwiederte Wilhelm, indem er nach seinem Hute griff.

„Es ist traurig genug," sagte der Finanzrath, „aber die Schuld fällt auf diesen elenden Betrüger."

„Und doch giebt es Elende, die verächtlicher sind, als er," versetzte Wilhelm, indem er sich in der Thür umwandte, Leisegang stolz anblickte und ihn verließ.

„Dieser Narr!" lächelte der Finanzrath nach kurzem Schweigen. „Nun, ich bin ihn los, ich bin diese ganze Gesellschaft los, und habe mich glücklich aus ihren Schlingen gerettet. Ich will doch bei unserer hübschen Wittwe herangehen, ihr mittheilen, was sich ereignet hat, und sie

auf die nächsten dummen Streiche ihres theuren Freundes vorbereiten."

Wilhelm eilte inzwischen in ungestümer Hast durch die Straßen, bis er Hartfeld's Wohnung erreichte. Sein Herz schlug vor angstvoller Erwartung; er fürchtete einen Auflauf zu finden, das Haus von Polizeiwachen und Gerichtspersonen besetzt zu sehen, allein es war nichts davon zu erblicken. Er sprang die Treppen hinauf und klingelte ungestüm. „Ist Niemand hier?" fragte er die Dienerin, die ihn kannte.

„Der Herr Kriegsrath ist noch nicht nach Hause gekommen," lautete die Antwort. „Aber ich werde Sie dem Fräulein melden, Herr Frohlieb."

„Ich selbst! ich selbst!" sagte er, und bei der erschrockenen Dienerin vorüber drang er in die Gemächer. Da stand die gedeckte lange Tafel mit Blumen geschmückt, von Silber blitzend, der Salon zierlich, festlich drapirt, reiches Geschirr und prächtige, theure Aufsätze. Er floh davor, von Raum zu Raum und endlich — da saß sie! Vor ihr auf mehren Stühlen lag das kostbare Kleid und blitzender Schmuck — da saß sie, ihre Hände gefaltet, und betrachtete die Gewebe, welche die Braut umhüllen sollten. Und nun wandte sie den Kopf um, das dunkle Haar, in welchem ein Kranz weißer Rosen schon befestigt war, das

bleiche, stille Gesicht, das plötzlich bei seinem Anblick Farbe und Leben erhielt.

Er stand vor ihr, und hielt ihre beiden Hände. „Julie!" sagte er, mit äußerster Ruhe und Kraft, „ich bin des Schicksals Bote. Gott sei Dank, daß ich es bin."

Sie sah ihn wortlos an und las in seinen Augen.

„Dein Vater!" fuhr er fort.

„Was ist mit meinem Vater?"

„Er hat Dich verlassen — auf immer verlassen — aber ich, Julie — ich bin bei Dir — bereit, Alles mit zu tragen, was Dich trifft."

Ohne Regung, kalt und still lehnte sie sich an ihn. Ihre Hände und Lippen zitterten, aber ihre Fassung verließ sie nicht. „Er ist todt!" flüsterte sie.

Wilhelm schwieg.

„Was weiter?" fragte sie.

„Wirst Du es hören können? Doch es muß so sein. Er ist todt, um der Schande zu entgehen. Er hat nicht recht gehandelt, Julie, weder an sich, noch an Dir, noch an seiner Ehre!"

Sie hörte ihn an, ohne eine Bewegung zu machen. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust; maschinenartig, seelenlos sagte sie dann: „So sind denn alle Opfer vergebens gewesen. Was ich ahnte, hat sich erfüllt."

„Was Du ahntest, arme Julie?"

„Was wie ein fressender Wurm an mir nagte, was mit schrecklichen Bildern mich Tag und Nacht quälte, wofür ich Seele und Leib verkaufen wollte und nichts — ändern konnte. Alle Lüge, alle Schande ist aufgedeckt und muß getragen werden.“

„Wo ist das Fräulein Hartfeld?“ fragte draußen eine Stimme, und Julie richtete ihre Stirn auf, als erwarte sie die Dornenkrone.

Ein Herr trat herein, es war der Präsident selbst, der mit tief ernstem Gesicht sich ihr näherte. — „Ich habe Ihnen ein schreckliches Unglück mitzutheilen, das Sie betroffen hat, Fräulein Hartfeld,“ sagte er.

„Ich weiß Alles,“ antwortete sie ihm leise und demüthig. „Ich bin bereit, Ihren Befehlen zu folgen, diese Wohnung zu verlassen, Alles zu thun, was ich soll.“

„Armes Kind!“ entgegnete der Präsident, „der Herr Minister will mit größter Schonung verfahren. Sie sollen bleiben, den Todten bestatten, dagegen das Versprechen in meine Hand leisten, daß nichts verheimlicht oder veruntreut wird, was hier vorhanden, alle werthvollen Gegenstände müssen unter Siegel gelegt werden. Sobald das Leichenbegängniß vorüber ist,“ fuhr der Präsident, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, „wird ein gerichtliches Inventarium aufgenommen werden und der Verkauf beginnen, wo dann freilich Ihres Bleibens hier nicht länger sein

sein kann. Es ist jedoch Befehl des Herrn Ministers, Alles, was Ihnen gehört und was Sie als Ihr Eigenthum bezeichnen, auszunehmen."

„Es gehört mir nichts," sagte Julie.

„Haben Sie kein mütterliches Vermögen?"

„Einige tausend Thaler, allein ich mache keine Ansprüche darauf."

Der Präsident blickte sie gerührt an. „Das dürfen Sie nicht thun," sagte er, „Sie müssen dies Geld reclamiren und werden es zurück erhalten, wenn Sie die Gnade des Königs anrufen."

„Ich werde keine Gnade anrufen," erwiederte Julie demüthig. „Mein unglücklicher Vater hat schwer gesündigt, doch sein Kind soll ihn niemals anklagen. Wollte Gott! ich vermöchte Alles zu ersetzen."

„Wir wollen das später ruhiger überlegen," sagte der Präsident. „Benehmen Sie sich klug und vorsichtig, so kann Vieles unterdrückt werden, die Wahrheit wenigstens nicht ohne Zweifel unter das große Publikum kommen, und das wünschen wir Alle. Die Leiche des unglücklichen Mannes muß bei Nacht abgeholt werden. Sie müssen dazu Anstalten treffen; überhaupt wäre es gut, wenn ein Freund für Sie handelte und Sie eine Familie fänden, die Sie aufnähme und schützte."

„Ich weiß Niemanden, den ich belästigen möchte," erwiederte sie.

„Das ist nicht recht von Dir, Julie," fiel Frohlieb ein. „Meine Eltern werden Dich schirmen, und ich übernehme Alles, was hier zu thun übrig bleibt."

Der Präsident blickte ihn wohlwollend an. „Das ist edel," sagte er. „Fräulein Hartfeld darf Ihre Hülfe nicht ausschlagen, welche ohne Zweifel berechtigt ist."

„Als Verwandter, als Freund und als — Dein Verlobter!" sagte Wilhelm, indem er den Arm um Julie legte und ihre Hand an sein Herz drückte.

Sein Gesicht sah schön und stolz aus; in seinen Augen lag die feste männliche Ruhe und Entschlossenheit. Als er seinen Namen genannt hatte, sagte der Präsident: „Ihr Benehmen erfordert meine volle Hochachtung. Führen Sie Fräulein Hartfeld sogleich fort, Herr Frohlieb, ich werde warten, bis Sie wiederkommen, dann mit Ihnen gemeinsam weiter verabreden, was geschehen muß. Lassen Sie alle Gäste abweisen. Der Kriegsrath ist gefährlich erkrankt; wir müssen die öffentliche Meinung vorbereiten. Eilen Sie schnell! Fort, fort!"

Wilhelm nahm Julien's Mantel, der in dem Zimmer lag, und deckte ihn über ihre Schultern, dann holte er ihren Hut, welcher an einem Spiegelpfeiler hing. Ohne Zögern löste er den Rosenkranz aus ihrem Haar und warf ihn von

sich, sie band die Schleife des Hutes fest, gab ihm ihren Arm und folgte ihm.

Erst als sie einige Schritte gethan hatte, stand sie still, blickte zu ihm auf und sagte mit ihrer sanften, leisen Stimme: „Bedenke wohl, was Du thust. Ueberlaß mich meinem Schicksale."

„Niemals," erwiederte er, „niemals, Julie!"

Der Ton mußte überwältigend sein, denn sie folgte ihm weiter, ohne etwas zu erwiedern. — „Ein vortrefflicher, junger Mann!" rief der Präsident, als sie verschwunden waren. „Das arme Geschöpf wird dankbar sein; aber es gehört Muth dazu, solche Opfer zu bringen. Gut, daß sie fort ist. Sobald er zurückkommt, wollen wir die Siegel anlegen lassen, aber ich will mich weiter für sie interessiren, so viel ich kann."

Er ging in den festlich geschmückten Speisesaal. Die Diener, welche zur Aufwartung angenommen waren, und das Küchenpersonal stürzten verwirrt, händeringend und weinend herein und wurden bedeutet, sich ruhig zu verhalten. Bald fanden sich die ersten Gäste ein, welche sofort an der Thür abgewiesen wurden, geschmückte Damen und Herren, die nicht in der besten Laune und äußerst unbefriedigt umkehrten, während der Präsident drinnen auf und ab ging, Stücke vom großen Baumkuchen abbrach, die feinen Weine

kostete und über die Unergründlichkeit des menschlichen Herzens philosophirte.

Eben um diese Zeit hatte Herr Daniel Frohlieb seine Toilette beendigt und erschien vor seiner Frau, welche schon in ihrem besten Staate prangte. — „Auch dieses ist eine richtige mercantilische Conjunctur, Mama," sagte er, seinen Zeigefinger aufhebend, „daß wir uns dem Zeitpunkte nähern, wo es unumstößlichen christlichen Grundsätzen nach durchaus nothwendig ist, einen Rock und ein neues Seidenkleid anzuschaffen. Ich habe auf diesen Zeitpunkt, das heißt auf Wilhelm's Hochzeit, nun schon seit wenigstens acht oder zehn Jahren gewartet, und meine Bedenklichkeiten über diesen ehrwürdigen Leibrock immer mit meinem mercantilischen Bewußtsein beschwichtigt, und ich triumphire, Mama, über meine scharfsichtige Speculationsgabe, denn er hat richtig ausgehalten bis zu dieser Stunde, wo Wilhelm's Hochzeit nun wirklich einen wohlverdienten Nachfolger hervorruft."

Die kleine Frau sah den langschwänzelnden, blauen Frack ihres Eheliebsten bedenklich an, und sagte dann seufzend: „Wir sind Beide aus der Mode gekommen, es schadet aber nichts, denn es sieht ja doch Niemand nach uns: aber der Wilhelm, der Wilhelm!"

„Es sieht Niemand nach uns!" schrie Herr Frohlieb, seinen Arm einstemmend. „Es ist eine Lächerlichkeit, Mama,

solche Dinge zu behaupten. Jugend! Was heißt Jugend? Ein sehr schlechter Grundsatz ist es, diese Jugend zu loben und nur nach ihr zu sehen. Es ist nichts dahinter, keine Kraft, keine Festigkeit, kein Inhalt, Mama. Es kann eine ausgezeichnete Sorte sein, von der besten Ernte, aber dennoch erst mit dem Alter kommt das Aroma. Und dieses ist meine feste Hoffnung, Mama, denn Wilhelm — es ist ein Jammer, dieser Junge?"

„Wir werden wohl gehen müssen," sagte die kleine Frau betrübt. „Ich glaubte noch immer, er würde kommen, seine Braut herbringen und uns mitnehmen, aber er wird wohl gleich mit ihr zu dem Vetter gefahren sein, denn Leisegang sagte ja — oder —"

Herr Frohlieb lief mit Meilenstiefelschritten auf und ab. In der Rechten hielt er das Cigarrenpfeifchen, die Linke schwenkte er durch die Luft, seine spitzen Rockschöße flatterten hinter ihm her. Dabei lachte er ingrimmig und schlug sich zuweilen auf den Kopf. „Herkommen!" schrie er. „Unter ihren Pantoffel kommen wird er, nach ihrer Pfeife tanzen wird er, und dieses sage ich Dir, Mama, sie wird ihm aufspielen dazu. Gestern erklärte sie mir, geraucht dürfte niemals bei ihr werden. Also rauchen darf er nicht einmal, der unglückliche Wilhelm!"

„Ach, wenn es weiter nichts wäre!" seufzte die kleine Frau, „aber er hat kein Herz für sie."

„Allerdings!“ rief Herr Frohlieb. „Das ist es ja eben, er hat kein Herz, denn wenn er dieses hätte, würde er auftreten, wie es ein Mann thut, und ihr Respect beibringen. Aber ich will Dir was sagen, Mama, wenn Du es etwa noch nicht wissen solltest.“ — Herr Frohlieb trat dicht heran, beugte sich vorn über und legte den Fingen an seine Nase, indem er fürchterliche Weisheitsfalten zog. — „Dieser Wilhelm, unser einziger, lieber Sohn, unser Fleisch und Blut: er ist ein Pinsel! Ja, meiner Seele, ein Pinsel von oben bis unten! Ein Pinsel!“ schrie er aus Leibeskräften. „Mein Sohn, es ist ein Unglück, aber ich kann mir nicht helfen, es muß heraus: ein Pinsel, Mama, ein Pinsel!“

„Aber Daniel!“ rief die kleine Frau, ihre Hände ringend und Thränen in den Augen, „wie kannst Du denn so hart und unmenschlich sein! Bedauern solltest Du ihn, daß er sich unglücklich macht.“

„Wie so unglücklich!“ schrie Herr Frohlieb, sich auf die Brust schlagend. „Wenn ich es wäre, großartig würde ich dastehen, glücklich sein, wie ein Engel im Himmel. Fest muß ein Mann aufklopfen, Grundsätze muß er haben, und diese Grundsätze gegen die ganze Welt vertheidigen. Aber er ist wie ein Lappen, Mama, Jeder kann ihn zusammenwickeln und in die Tasche stecken; Alles läßt er sich gefallen; kein Muth, keine Kraft, kein Saft ist vorhanden, nichts ist

da, als ein Pinsel, der niemals wagen wird, den Mund aufzuthun."

Eben trat der Gescholtene herein. — „Da kommen sie Beide!" rief die Mama aufspringend.

„Unsere geliebten Kinder!" schrie Herr Frohlieb, indem er sich umdrehte. „Thereschen!" Aber indem er dies sagte, fielen seine Arme nieder; die Täuschung konnte nicht lange anhalten.

Die schwankende Gestalt am Arme seines Sohnes und das bekannte bleiche Gesicht machten ihn bestürzt, allein Wilhelm ließ ihm keine Zeit, zu einer Vorstellung zu kommen. „Hier ist Julie," sagte er. „Ihr Vater ist todt, er hat Hand an sein Leben gelegt, als sich herausstellte, daß er Veruntreuungen begangen. Ich bringe Julien zu Euch, denn sie bedarf Hülfe, Trost und Vater- und Mutterherzen. Mutter, in Deine Arme lege ich sie, Du wirst die Unschuldige beschützen. Ihr Vater war Dein Freund und Verwandter, Vater. Was er auch that, Du hast Julien immer lieb gehabt; Du wirst sie nicht in ihrer Noth verlassen."

Herr Frohlieb stand, die Hand an sein Kinn gelegt, und sah seine Frau an. „Allerdings, gewiß!" stotterte er. „Aber — es ist ja nicht möglich! Und — Du mein Gott! Mama! Wir wollten ja soeben gehen, Wilhelm!"

„Die Wohnung ist verödet, es wird Alles darin unter Siegel gelegt werden."

„Aber der Finanzrath,“ schrie Herr Frohlieb auf, „der ist ja der Nächste!“

„Das Unglück hat keine Freunde. Die ihm zunächst stehen, verrathen es zuerst. Julie hat Niemand als Euch und mich.“

„Oh, das arme Kind!“ flüsterte die Mama, ihre Hände faltend, indem sie Julien mitleidig anblickte, die still leidend bei Wilhelm stand.

„Liebe Eltern,“ begann dieser ruhig, „ich kenne Euch und weiß, daß ich Euch nicht vergebens bitte. Hier gilt kein langes Besinnen. Es gilt, der Welt zu zeigen, daß es noch Menschen giebt, die das Rechte thun und das Schlechte verachten. Du hast Deine Grundsätze, Vater, die glücklich machen, ich habe auch dergleichen.“

„Grundsätze, allerdings!“ antwortete Herr Frohlieb, mit dem Kopfe nickend.

„Und das sind meine Grundsätze, Vater,“ fuhr der Sohn fort, „von denen ich nicht ablassen werde, mag es Blut und Leben kosten, und sollte ich darüber untergehen. Darin liegt meines Lebens Glück und Zukunft. Wollt Ihr Julien auf- und annehmen? — Ich werde sie niemals verlassen!“

Herr Frohlieb öffnete während dessen seine Arme und seine Augen thaten sich weit auf, er lachte ganz freudig und behaglich. „Das versteht sich, Wilhelm, mein Junge!“

schrie er. „Er hat Grundsätze, Mama, und ist doch am Ende kein Pinsel. — Versteht sich, mein Herzensjunge! Es bleibt bei uns, das arme Kind. Vor der ganzen Welt wollen wir hintreten und ihr zeigen, was Grundsätze sind, aus denen dergleichen Wirkungen hervorgehen!"

Dabei deutete er auf die Mama, welche Julie umschlungen hielt und küßte, und während die dicken Thränen über ihr gutmüthiges Gesicht rollten, zu ihr sagte: „Verzage nur nicht, Du armes Herz, es wird ja Alles noch gut werden. Es richtet sich ja die Blume wieder auf, wenn der Sturm vorüber ist; wir wollen Alle trösten, Alle helfen."

Julie weinte leise; ihre Thränen flossen zum ersten Male wieder. Sie war unvermögend, zu sprechen; krampfhaft fest umschlang sie ihre Beschützerin. — „Nehmt sie hin," rief Wilhelm, indem er seinen Vater zu ihr führte. „Liebt sie, sie wird Euch die Liebe vergelten. Dankbar, unermüdlich wird sie eine gute Tochter sein!"

Und als es Herbst wurde, begab es sich, daß in dem größten Zimmer der Wohnung des Herrn Daniel Frohlieb eines schönen Tages ein festlich gedeckter Tisch prangte, welcher froher Gäste harrte. Herr Frohlieb selbst ging daneben auf und nieder, betrachtete Alles und betrachtete sich selbst

äußerst freudig, denn er war angethan mit einem neuen Leibrocke, schwarz, fein und mit weiten Aermeln, nach dem neuesten Schnitt, und an der andern Seite ordnete die kleine Frau mit Feldherrnblicken noch hier und dort, was nicht nach ihrem Sinne; doch auch sie rauschte in neuer, schwerer Seide daher, und auf ihren halbergrauten Locken saß eine prächtige Spitzenhaube mit langen flatternden Bändern.

Herr Frohlieb sah ungemein schalkhaft aus, als er stille stand und, den Finger an seine Nase gelegt, zu sprechen begann. „Und dieses ist der mercantilische Standpunkt dieser Frage, Mamachen," begann er, „daß, wenn wir damals Wilhelm's Hochzeit gefeiert hätten, jetzt mein Rock und Dein Kleid ein alter Rock und ein altes Kleid sein würden, auch wir nicht an dieser lieblichen Tafel sitzen und Vivat schreien könnten, daß der Kalk von den Wänden fällt."

„Schweige Du doch stille mit Deinem mercantilischen Standpunkte, Daniel!" lachte die kleine Frau. „Es wäre ein Unglück gewesen, Wilhelm wäre ein verlorner Mensch gewesen, und an unserer lieben Julie hätten wir niemals solche Freude erlebt, Vater, wäre Dein mercantilischer Standpunkt in Richtigkeit gekommen."

„Allerdings, Mama!" erwiederte Herr Frohlieb gravitätisch, „es sind einige Conjuncturen plötzlich eingetreten, die jeden Standpunkt verändern mußten. Allein

ich bin stolz darauf, wie meine Grundsätze endlich durchgedrungen sind. Dieser Wilhelm ist ein Mann geworden, wie sein Vater, und das arme, gute Kind hat ihre Leiden glücklich überwunden. Von wegen Ursachen und Wirkungen in unserer Nähe ist sie wie eine Rose aufgeblüht, daß es eine Lust ist, Gärtner zu sein."

„Und da ist sie!" fiel die Mama ein, denn Julie trat am Arme ihres Bräutigams mit seligstrahlendem, glücklichem Gesichte herein. Sie war aufgeblüht, wie Herr Frohlieb sagte. Der Hauch der Gesundheit hatte die kranke Farbe verdrängt, ihre sanften Züge hatten nichts mehr von dem Weh, das ihnen eingegraben war; doch auch Wilhelm sah nach den Grundsätzen seines Vaters aus. Er trug den Kopf hoch, er lachte und hatte in seinen Augen den hellen Glanz, welchen Herr Frohlieb aus der gesunden Leber erklärte.

„Da sind sie, Mama!" schrie er. „Fix und fertig für den Herrn Prediger und seinen Segen."

„Fix und fertig für den Segen eines ganzen Lebens, Vater!" antwortete Wilhelm. „Und hier ist Dein Recept, das einzige gute und richtige, das es giebt, um glücklich zu sein."

Dabei umarmte er seine Braut und Herr Frohlieb stellte sich vor diese hin, legte die Hand an sein Kinn, that seine Augen auf und zog ungeheure Weisheitsfalten. „Ge=

brauche dies Recept, mein Sohn," sagte er, „indem Du es immer auf Dein Herz legst, eben wie Du es jetzt thust, und laß nicht einen Tag davon ab in den nächsten fünfzig Jahren, so wirst Du das menschliche Leben mit Vergnügen genießen und ein langes beglücktes Leben führen. Dies sind die wahren Ursachen aller menschlichen Glückseligkeit, Wilhelm, und wie ich Dir einstmals schon sagte: Es gehört nicht die geringste Kunst dazu, glücklich zu sein, sobald man nur die richtigen Grundsätze hat, die ich Dir nunmehr beigebracht habe."

„Niemals will ich sie vergessen," erwiederte der Sohn, „aber es giebt noch einen Andern, der sich etwas davon ausbitten möchte."

Er hielt ein goldrandiges Papier in der Hand, das er seinem Vater reichte, und dieser streckte seinen Arm weit von sich ab und las dann mit lauter Stimme: „Als ehelich Verbundene empfehlen sich Verwandten und Freunden Therese Leisegang, verwittwete Petermann; Ferdinand Leisegang, Geheimer Finanzrath."

„Der Finanzrath braucht mein Recept nicht!" schrie Herr Frohlieb mit einer lustigen Bogenschwenkung. „Sie paßt zu ihm, er paßt zu ihr. Einen Jedem das Seine, Kinder. Aber Hurrah! da kommt die Hochzeitskutsche!"

Ende.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

11/01
R. Buchner
Buchbinderei
84098 Hohenthann

Mügge, Theodor,

Täuschung und Wahrheit eine Geschichte aus dem Leben

Prag 1859

P.o.germ. 1771 e

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124585-8